1,50 DM / Band 146
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Höllenfahrt im Todesstollen

Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Höllenfahrt im Todesstollen

John Sinclair Nr. 146

von Friedrich Tenkrat

erschienen am 21.04.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Höllenfahrt im Todesstollen

Es war kalt und der Himmel bleigrau. Die Dämmerung setzte sehr früh ein.

Über dem gefrorenen Boden des Friedhofs entstand ein unheimliches Flimmern.

Aus Millionen kleiner Partikel setzte sich nach und nach eine schlanke Gestalt zusammen. Eine Frau mit feuerrotem Haar. Eine unbeschreibliche Schönheit, deren Anblick jeden Mann faszinierte. Asmodina, die Tochter des Teufels, hatte sich materialisiert…

Die kleine Ortschaft in den Bergen nördlich von Cardiff hieß Chattering. Nur 500 Seelen wohnten in dieser Gemeinde. Trotzdem gab es hier eine Schule, ein kleines Gemeindehaus, eine uralte Kirche und unweit davon einen unscheinbaren Friedhof.

Carlo Cotterill war in diesem Dorf gewissermaßen Mädchen für alles. Er half der Hebamme, die Kinder zur Welt zu bringen. Er arbeitete im Gemeindeamt als Heizer und Bürodiener. Und er übte darüber hinaus auch die Funktionen des Friedhofswärters und Totengräbers aus. Ein arbeitsreiches Leben.

Aber Arbeit hatte Carlo Cotterill noch nie gestört. Er liebte es, tüchtig zuzupacken.

Es gefiel ihm, gebraucht zu werden, und nicht erst einmal hatte der Bürgermeister, Mr. Gilbert Gember, betont: »Carlo, um dieses Dorf wäre es schlecht bestellt, wenn es dich nicht gäbe. Wir wüssten nicht, wie wir ohne dich auskommen sollten.«

Diese Art von Bauchpinseleien ließ sich Cotterill gern gefallen. Wer ist nicht gern eine anerkannt wichtige Persönlichkeit - selbst wenn sich diese Wichtigkeit lediglich auf den kleinen Rahmen von Chattering beschränkt.

Gesuche, die einem am Herzen lagen, trug man nicht einfach ins Büro des Bürgermeisters. Man brachte sie lieber zu Carlo Cotteril und versuchte, dessen Fürsprache zu gewinnen.

Da bekannt war, dass er kein Geld für solche Gefälligkeiten nahm, brachte man ihm Wein, Schnaps, geräucherten Landspeck - man bezahlte ihn in Naturalien, und dagegen hatte er nichts einzuwenden.

Bevor er an diesem beginnenden Abend sein Haus verließ, öffnete er noch rasch den alten Kirschholzschrank in der guten Stube und goss sich einen Klaren ein.

»Ein Gläschen in Ehren kann niemand verwehren«, murmelte er. »Schließlich muss man sich gegen die Kälte auch innerlich wappnen.«

Er schüttete den Schnaps in seine Kehle, zog anschließend seinen Mantel an und löschte das Licht.

Cotterill war 55, aber er sah älter aus. Sein Haar - einstmals rot - war weiß geworden. Die Falten um die Augen waren so tief wie bei einem 70jährigen, und an seiner gekrümmten Haltung erkannten ihn auch jene im Dorf, die nicht mehr so gut sahen.

Vor dem Haus wickelte er den grauen Wollschal um seinen Hals. Mit einem verdrossenen Blick schaute er zum düsteren Himmel hoch. Wenn die Wolken dort oben das ausschütteten, was sie mit sich trugen, würde Chattering im Schnee ersticken.

»Hoffentlich werfen sie es woanders ab«, brummte Cotterill und stapfte los.

Der Friedhof war nicht weit von seinem Haus entfernt. Eigentlich war es nicht nötig, dass Cotterill sich dort umsah, denn auf dem

Gottesacker änderte sich nichts.

Aber Carlo Cotterill war ein gewissenhafter Mann, der selbst die Wache über die Toten ernst nahm. Deshalb bezog er seinen Friedhofsbesuch in den alltäglichen Rundgang, der immer im Dorfgasthaus endete, mit ein.

Als er das Friedhofstor erreichte, stutzte er. Stand dort im Dämmer nicht eine Gestalt? Sie war halb von hohen Grabsteinen verdeckt.

Cotterill sah genauer hin, konnte aber nur feststellen, dass es eine rothaarige Frau war.

In ganz Chattering gab es keine Rothaarige, das hätte Carlo Cotterill mit Sicherheit gewusst.

Die Besucherin musste eine Fremde sein, und es setzte Carlo Cotterill in einiges Erstaunen, dass die Frau ohne Fahrzeug unterwegs war.

Nirgendwo stand ein Wagen. Wie war sie hergekommen? Zu Fuß? Eine von Cotterills Schwächen war seine Neugier. Er besaß einen kaum stillbaren Wissensdurst, und er wäre vor Neugierde zerplatzt, wenn er nicht erfahren hätte, wer diese Frau war.

Er betrat den Friedhof und näherte sich der Fremden. Sie trug ein dünnes schwarzes Gewand. Bei dieser Kälte. Es hatte mindestens zehn Grad unter Null.

Sie wird sich eine Lungenentzündung holen! dachte Cotterill. Wie kann man nur so dumm sein, so wenig bei diesen niedrigen Temperaturen anzuziehen?

Er ging schneller. Seine wadenhohen Pelzstiefel knirschten auf dem geharkten Kiesweg. Die Rothaarige hob soeben ihre Arme, als wollte sie den Himmel beschwören.

Die Schrittgeräusche veranlassten sie, den Kopf zu wenden. Carlo Cotterill blieb abrupt stehen. Er hatte das Gefühl, mit seinen Augen wäre etwas nicht in Ordnung.

Ein eiskalter Schauer rieselte ihm über den Rücken. Er schüttelte verdattert den Kopf. »Das gibt's doch nicht!« stammelte er. »Das ist unmöglich!«

Noch nie war ihm aufgefallen, dass er einen Sehfehler hatte. Aber in diesem Moment zweifelte er doch stark daran, dass seine Augen noch richtig funktionierten.

Oder arbeitete sein Geist nicht richtig? Wie war es möglich, so etwas zu sehen? Die rothaarige Schönheit, deren Gesicht Carlo Cotterill nie zuvor gesehen hatte, trug Hörner auf der Stirn!

Der Mann schloss kurz die Augen, blickte dann abermals hin. Als er sie wieder öffnete, war seine Verblüffung noch größer, denn der Platz, wo die Fremde gestanden hatte, war leer.

»Ein Spuk!« stieß Carlo Cotterill heiser hervor. »Ich muss einen Geist gesehen haben!«

Carlo Cotterill besaß neben der Neugier noch eine andere Schwäche:

den Aberglauben.

Zwar schimpfte Pater Malloy immer mit ihm, wenn er es mit seinem Aberglauben mal wieder zu bunt trieb, aber auch der Pfarrer konnte ihm das nicht abgewöhnen.

Erst neulich hatte der Priester gesagt: »Schäm dich, Carlo. Du willst ein guter Christ sein?«

»Aber ja, Hochwürden«, hatte Cotterill geantwortet.

»Ein guter Christ jammert nicht, wenn ihm eine schwarze Katze über den Weg läuft, und es macht ihm auch nichts aus, wenn der Dreizehnte auf einen Freitag fällt, denn mit ihm ist der Herr.«

Aber sämtliche Predigten nützten nichts. Carlo Cotterill hielt weiterhin an seinem Aberglauben fest, versuchte jedoch wenigstens, es Pater Malloy nicht merken zu lassen.

Und nun war das passiert! Der Beweis für Cotterills Aberglauben: Es gab Gespenster!

Er wischte sich mit einer fahrigen Handbewegung über die Augen. Zaghaft ging er weiter. Misstrauisch schaute er sich um. Angst begann in seiner Brust zu pochen.

Ihm fiel ein, dass das Werkzeug noch beim Grab des alten Pendrake lag, der in der vergangenen Woche bestattet worden war.

Er erinnerte sich daran, wie er geschimpft hatte. »Ausgerechnet jetzt musste der boshafte Alte sterben - wo die Erde Gott weiß wie tief gefroren ist. Das sieht ihm ähnlich…«

Carlo Cotterill machte den Umweg über Pendrakes Grab. Sicherheitshalber bewaffnete er sich mit einem Spaten. Sobald er das Werkzeug in seinen Händen hielt, fühlte er sich etwas wohler in seiner Haut.

Aber Angst hatte er immer noch. Es war eigentlich verrückt: ein Totengräber, der sich auf dem Friedhof fürchtet!

Vorsichtig näherte sich Cotterill der Stelle, wo die fremde Frau gestanden hatte.

Sein Blut rauschte in den Ohren. Er spürte die Kälte nicht mehr. Seine Nerven vibrierten.

Vielleicht wäre es vernünftiger gewesen, den Gottesacker zu verlassen, doch irgend etwas drängte Cotterill, weiterzugehen, bis zu jenem Grab, vor dem die gehörnte Frau gestanden hatte.

Als er einen Blick auf den verwitterten Grabstein warf, bekam er die Gänsehaut.

Großer Gott, was für ein Unheil braute sich zusammen?

Nicht mehr gut lesbar stand auf dem grauen, teilweise mit Moos bewachsenen Stein:

PROFESSOR FRANCIS MADDERBY

1830 - 1880

Sonst nichts. Nicht: Er möge in Frieden ruhen. Oder: Wir werden ihm

ein ehrendes Andenken bewahren. Auch nicht: Wir werden ihn nie vergessen. Denn gerade letzteres wäre eine unverzeihliche Lüge gewesen, weil jedermann im Dorf sehr wohl darum bemüht war, Francis Madderby zu vergessen…

Ausgerechnet vor diesem Grab hatte die gehörnte Erscheinung gestanden. Carlo Cotterill schluckte trocken. Er hatte böse Ahnungen.

Und sie begannen sich in diesem Augenblick zu erfüllen!

Cotterill vernahm ein gespenstisches Knirschen und Knistern. Sein Herz schlug sofort schneller. Seine Augen weiteten sich vor Furcht. Er wollte sich umdrehen und fortrennen, doch er hatte das Gefühl, sich nicht von der Stelle rühren zu können.

Fassungslos sah er, was passierte.

Das gefrorene Erdreich bekam Risse und Sprünge. Gelbe Dämpfe und Schwaden stiegen daraus empor. Sie krochen wie Lebewesen über den Boden, breiteten sich über die gesamte Länge des Grabes aus.

Carlo Cotterill zitterte wie Espenlaub. Er hatte Angst vor diesem Horror, den die rothaarige Fremde ausgelöst hatte.

Das Grauen, der Schrecken waren im Anmarsch. Cotterill glaubte, jeden Moment müsse sein Herz stehen bleiben. Sein Atem ging stoßweise. Mit beiden Händen hielt er den Spatenstiel umklammert. Eine lächerliche Waffe gegen Geister und Dämonen.

Cotterill versuchte ein Gebet zusammenzukriegen, doch er schaffte keinen ganzen zusammenhängenden Satz. Die Schwaden krochen auf ihn zu. Sie erreichten Kniehöhe und verströmten eine beißende Kälte in seine Beine.

Plötzlich fühlte sich Cotterill gepackt. Panik überflutete ihn. Er stieß einen entsetzten Schrei aus, wollte zurückspringen, doch eine Hand umklammerte sein rechtes Fußgelenk.

Schwarze Finger hatten sich darum geschlossen. Hart wie Stahlklammern. Carlo Cotterill schrie seine Angst laut heraus. Die schwarze Totenhand zerrte ihn auf das Grab zu.

»Hilfe!« schrie der verstörte Mann aus voller Lunge.

Er sträubte sich. Er widersetzte sich dem kraftvollen Zug.

»Hört mich denn keiner? Hilfe!« brüllte Cotterill aus Leibeskräften. Die Totenhand ließ nicht locker, und die ersten Häuser des Dorfes waren immerhin so weit entfernt, dass niemand das verzweifelte Geschrei des Totengräbers hörte. Vielleicht hätte man ihn im Sommer gehört, wenn alle Fenster offen waren. Aber niemand war so verrückt, um diese Jahreszeit noch die Fenster offen zu lassen.

Schließlich war man bestrebt, so viel Wärme wie möglich im Haus zu behalten.

Die schwarze Hand zerrte den Entsetzten immer näher auf das Grab zu. Carlo Cotterill verlor vor Todesangst beinahe den Verstand.

Jetzt hätte Pater Malloy hier sein müssen. Es gab keine Geister? O

doch! Es gab sie!
Cotterill besann sich seines Spatens. Wie von Sinnen hieb er damit auf die Totenhand ein. Seine ganze Kraft legte er in die Schläge.
Er wusste, dass er verloren war, wenn es ihm nicht gelang, sich von dieser Teufelsklaue zu befreien. Alles in ihm lehnte sich gegen dieses grauenvolle Schicksal auf.
»Hilfe!« brüllte er wieder. Er konnte nicht anders.
Immer noch umklammerte die schwarze Hand sein Fußgelenk. Er ließ sich fallen, trat mit dem linken Fuß nach dem aus dem Grab reichenden Arm und hieb immer wieder mit dem Spaten zu.
Plötzlich geschah ein Wunder. Carlo Cotterill konnte es kaum glauben. Die schwarze Hand öffnete sich. Er war frei. Fassungslos lag er auf dem steinharten Boden. Aber nur für einen Sekundenbruchteil. Dann warf er den Spaten weg, rollte herum, sprang auf und verließ Hals über Kopf den Friedhof.
So schnell wie in diesen Augenblicken war Carlo Cotterill in seinem Leben noch nie gelaufen.

***

Es überfiel mich urplötzlich, und ich konnte mich nicht dagegen wehren. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf es mich, während ich in meinem Büro am Schreibtisch saß.
Ein bohrender Schmerz wühlte sich durch meinen Kopf. Mein Gesicht verzerrte sich, ohne dass ich es bemerkte, und ich stöhnte, ohne dass ich es wollte. Mit dem letzten Rest meines wachen Verstandes dachte ich, mein Ende wäre gekommen.
Vielleicht ein Gehirnschlag?
Der Stress, die Anstrengung der letzten Wochen und Monate, die ewigen Kämpfe gegen das Böse schienen mich ausgehöhlt zu haben. Sie schienen meine Gesundheit untergraben zu haben. Die Mächte der Finsternis hatten mir keine Zeit zum Verschnaufen gegeben. Immer wieder hatten sie hart zugeschlagen. Ich hatte mich ständig im Zugzwang befunden, war fortwährend gezwungen gewesen, Hochleistungen zu erbringen, um nicht unterzugehen. Asmodina, der Spuk, Dr. Tod und seine Mordliga, der Horror-Nebel, die Feuerhexe, der Blutgraf Fariac, sie und viele andere hatten mir alles abverlangt. War es da ein Wunder, dass ich nun zusammenklappte?
Ich wartete, was mit mir in der nächsten Sekunde geschehen würde, aber es passierte nichts.
Es wurde rot. Blutrot!
Eine schreckliche Horror-Vision begann. Alles um mich herum versank in diesem dunklen Rot. Mir war, als würde ich in Blut baden. Ein klebriges, ekeliges Gefühl.
Es trieb mir den kalten Schweiß aus allen Poren.

Das Rot, das mich umhüllte, kam aus dem Universum der Verdammnis. Es riss meinen Geist mit sich fort, ohne dass ich es verhindern konnte. Ich war plötzlich irgendwo.

Wo, das wusste ich nicht. Jedenfalls nicht mehr in meinem Büro. Furcht und Grauen pressten sich in mein Herz.

Kalte, steinerne Wände umgaben mich mit einemmal. Der rote Schleier vor meinen Augen zerriss. Ich sah nacktes, feucht glänzendes Gestein. Links, rechts, über und unter mir. Ich befand mich in einem Stollen. Irgendwo tief unter der Erde.

Unter unheiliger Erde!

Schwarzmagische Kraftfelder pulsierten um mich herum. Bedrohungen unvorstellbaren Ausmaßes schienen sich mir zu nähern. Ich war gezwungen, durch einen finsteren Stollen zu stolpern.

Todesahnungen umwehten meine Gedanken. Ich war nicht Herr meiner Sinne. Mein Geist war entführt worden, in ein Reich der Finsternis, das sich jedoch auf unserer Welt befand. Irgendwo in England.

Blutige Nebel wallten mir entgegen. Sie bildeten schreckliche Gestalten, deren Gesichter mich hasserfüllt anstarrten. Sie geleiteten mich durch den schwarzen Stollen, verfluchten und verwünschten mich, trieben mich auf einen Kern des absolut Bösen zu, ohne dass ich die Chance gehabt hätte, sie daran zu hindern.

Ein rotes Feuer flammte in der Dunkelheit auf. Obwohl es nicht grell war, blendete mich sein Schein, dessen Zentrum die Größe eines Menschenkopfes hatte.

Ich kniff die Augen zusammen und schaute durch schmale Schlitze. Vor mir ragte ein blutroter Stein aus der Felswand, er leuchtete wie das Höllenfeuer.

Keine tote Materie jedoch, sondern ein Gebilde, das von unheilvollen Kräften gespeist und belebt wurde.

Erst als ich mich an das durchdringende Leuchten gewöhnt hatte, sah ich das Gesicht vor mir.

Gesicht war eigentlich geschmeichelt. Fratze traf schon eher zu. Das schmale Oval lief am Kinn spitz zu. Gelbe Augen loderten voll unmenschlichem Hass. Spitze Hörner ragten aus der hohen Stirn.

Der Stein hatte die Form eines Teufelsschädels!

In diesem Augenblick verzerrte sich die abstoßende, grauenerregende Fratze zu einem hohntriefenden Grinsen.

Ich hörte ein dumpf hallendes Lachen, das von den grauen Stollenwänden zurückgeworfen wurde und mich erschauern ließ.

»John Sinclair!« rief der Teufelsstein. Es klang, als würde er von der miesesten und niedrigsten Kreatur reden, die es auf der Welt gab. »Berühmter Geisterjäger! Erzfeind der Hölle! Du verdammter, anmaßender Bastard!«

»Wo bin ich?« hörte ich mich fragen. Aber ich bewegte meine Lippen nicht.

Der Teufel lachte. »Das würdest du gern wissen, aber ich verrate es dir nicht.«

»Aus welchem Grund bin ich hier?«

»Weil ich dir etwas mitteilen möchte!« schrie der Teufelsstein. »Wo immer die Mächte der Finsternis Fuß zu fassen gedenken, bist du bestrebt, dich einzumischen und dies zu verhindern.«

»Das ist meine Aufgabe.«

»Wie schrecklich muss es dich treffen, wie furchtbar muss es dich quälen, zu wissen, dass das Böse zu einem neuen Schlag ausholt, ohne dass du es verhindern kannst. Grauenvolle Ereignisse nehmen ihren Lauf, John Sinclair. In England, deiner geliebten Heimat, an der du so hängst. Aber du weißt nicht, wo die Hölle zuschlägt, und das wird dich hoffentlich um den Verstand bringen!«

Der Teufelskopf riss sein Maul weit auf und schleuderte mir ein gemeines Gelächter entgegen.

Und dann war die Vision zu Ende.

Ich saß wie erschlagen da, reagierte nicht auf das Klopfen meiner Sekretärin Glenda Perkins.

Sie trat ohne Aufforderung ein. Auf meinem Gesicht glänzte fingerdick der Schweiß.

Glenda sah es und erschrak. »John!« rief sie besorgt aus. »Mein Gott, ist Ihnen nicht gut? Sie sind totenblass! Kann ich Ihnen helfen? Brauchen Sie irgend etwas?«

Meine Lider flatterten. Mein Blick schien von weither zurückzukehren. Ich sah das schwarzhaarige hübsche Mädchen vor mir stehen und versuchte ein Lächeln, das jedoch kläglich misslang.

»Was ist los mit Ihnen, John?«

»Nichts, Glenda. Sie brauchen sich um mich keine Sorgen zu machen.«

»Bestimmt nicht? Sie sehen aus, als hätten Sie Fieber und gehörten ins Bett.«

Ich wollte mit ihr nicht über die schreckliche Vision sprechen, deshalb sagte ich:

»Vermutlich ein kleiner Schwächeanfall. Ist aber schon wieder vorbei.«

»Sie arbeiten aber auch wirklich zuviel. So etwas muss sich ja eines Tages mal rächen«, sagte Glenda vorwurfsvoll. »Warum machen Sie für heute nicht Schluss und gehen nach Hause? Kein Schwätzchen mehr mit Ihrem Freund Suko. Kein Fernsehen. Kein Buch. Sondern nur in die Federn und mal richtig ausschlafen. Das kann oft Wunder wirken. Morgen früh fühlen Sie sich bestimmt wie neugeboren.«

Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn und zündete mir eine

nikotinarme Zigarette an. »Ist gut, ich werde mir Ihren Vorschlag durch den Kopf gehen lassen.«

»Das ist zu wenig. Sie sollten ihn beherzigen«, sagte Glenda eindringlich.

»Mal sehen«, sagte ich. »Wollten Sie sonst noch was von mir?«

»Ja. Ich wollte Ihnen mitteilen, dass ich heimgehe. Wenn Sie klug sind, machen Sie's wie ich.«

Ich nickte. »Wir sehen uns morgen wieder. Schönen Abend noch.«

Glenda wollte noch etwas sagen, behielt es dann aber für sich, seufzte nur und verließ den Raum.

Als die Tür zu war, rieselten mir dicke Hagelkörner über die Wirbelsäule. Der Teufelskopf hatte recht. Es würde mich wirklich langsam verrückt machen, ohne dass ich die Möglichkeit hatte, dies zu verhindern.

Aber was sollte ich tun? Verdammt noch mal, was?

***

Wie blaue Nebelsäcke hingen die Rauchschwaden unter der Decke des Gasthofhinterzimmers. Gilbert Gember, der Bürgermeister von Chattering, führte mit Cornell Kendall ein heftiges Streitgespräch.

Kendall war ein gut aussehender stattlicher Mann mit glattrasierten Wangen und angegrauten Schläfen. Er war ein Abenteurer und viel auf der Welt herumgekommen.

Er hatte in Indien und Australien sein Glück versucht. Er hatte sich bei den Diamantenminen Südafrikas herumgetrieben und nach Smaragden in Südamerika gesucht.

Aber den großen Wurf konnte er nirgendwo tun, und das war wohl einer der Hauptgründe, warum er nach England zurückgekehrt war.

Gember, ein Mann mit einem Dutzendgesicht, schütteren braunen Haaren und fliehendem Kinn, rollte seufzend die Augen.

»Mein Gott, warum sind Sie nicht irgendwo im Urwald geblieben, Kendall? Warum mussten Sie nach Chattering kommen?«

Cornell Kendall grinste breit. Seine Zähne waren blitzweiß und regelmäßig. Er rauchte wie ein Schlot. Vor wenigen Augenblicken erst hatte er sich schon wieder eine Zigarette angezündet.

»Mein lieber Bürgermeister, vergessen Sie nicht, dass ich meine Wurzeln in diesem Dorf habe.«

»Ach nein. Warum um alles in dieser Welt mussten Sie sich plötzlich daran erinnern?«

»Wie Sie wissen, hat man *mich* daran erinnert. Als mich vor einem halben Jahr dieser Brief von Rechtsanwalt Brewster in Venezuela erreichte, in dem mir mitgeteilt wurde, dass mein Onkel, der letzte Verwandte, den ich noch hatte, das Zeitliche gesegnet hatte, wusste ich, was meine Christenpflicht war…«

Gilbert Gember kniff die Augen zusammen. »Sie wären niemals nach Chattering gekommen, wenn Sie hier nicht das Erbe Ihres verstorbenen Onkels hätten annehmen können.«

»Ich gebe zu, das war ein verlockender Grund, in mein Heimatdorf zurückzukehren, und ich erinnere mich, dass Sie sehr erfreut waren, mich nach so langer Zeit wieder zu sehen.«

»Da wusste ich noch nicht, was Sie vorhatten!« sagte Gember heftig.

Es blitzte aggressiv in Kendalls Augen. Er beugte sich vor und starrte den Bürgermeister kampflustig an.

»Mein Onkel hat mir unter anderem dieses Bergwerk vermacht, und es geht niemanden etwas an, was ich damit tue, Mr. Gember! Es gehört jetzt mir. Ich kann es fluten. Ich kann es sprengen. Ich kann damit anstellen, was immer ich will, denn es ist mein Eigentum, das habe ich Schwarz auf Weiß!«

»Sie beschwören schreckliche Dinge herauf!« sagte Gember eindringlich. »Sind Sie sich dessen denn nicht bewusst? Sie entstammen diesem Dorf! Sie kennen doch die furchtbare Geschichte dieses Bergwerks.«

»Natürlich kenne ich sie. Aber ich habe keine Angst davor.«

»Die sollten Sie haben, Kendall! Als das Bergwerk vor 200 Jahren in Betrieb genommen wurde, dachten alle im Dorf, es würde ein Segen sein. Man war froh, Arbeit zu haben, denn Arbeit bringt Geld, und Geld macht zufrieden, wenn es nicht zuviel wird und den Charakter verdirbt.«

Cornell Kendall lehnte sich zurück. Er war mit dem Bürgermeister nicht allein im Hinterzimmer. Ein dritter Mann saß schweigend an ihrem Tisch und hörte ihrem Gespräch mit finsterer Miene zu.

Der Mann war mittelgroß, wirkte kräftig und durchtrainiert. Er trug an seiner rechten Hand einen goldenen Ring mit einem schwarzen Stein.

Kendall streifte ihn mit einem desinteressierten Blick und schaute dann wieder den Bürgermeister an.

»Sie langweilen mich, Gember«, sagte er.

»Unterbrechen Sie mich nicht.«

»Hören Sie, ich kenne die Geschichte des Bergwerks, das habe ich Ihnen doch schon gesagt!«

»Vielleicht sind Sie sich aber ihrer furchtbaren Bedeutung nicht bewußt«, sagte Gilbert Gember hartnäckig, »deshalb werde ich damit fortfahren. Die Männer von Chattering gruben sich mit einem beispielhaften Eifer in den Berg hinein. Aber sie wurden dafür nicht belohnt, sondern bestraft, denn sie stießen auf einen unheimlichen Stein, auf einen Katalysator des Bösen, auf einen Kristall des Grauens, der seit damals den Namen Teufelsstein trägt.«

»Was dagegen, wenn ich gähne?« fragte Cornell Kendall aufreizend.

Doch Gilbert Gember ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Seine Augen glänzten vor Eifer und seine Wangen waren gerötet.

»Es kam zu einem großen Unglück«, sagte er erregt. »Viele Männer verloren in den einstürzenden Stollen ihr Leben. Das Böse, das sie für kurze Zeit freigelegt hatten, überflutete unser Dorf. Es kam zu schrecklichen Szenen, zu grauenvollen Taten. Mütter töteten ihre Kinder. Väter rotteten ihre Familien aus und fielen über die Nachbarn her. Bald glich Chattering einem Totendorf, einer unheimlichen Geisterstadt, in die niemand seinen Fuß zu setzen wagte. Erst viele Jahre später kehrten jene, die geflohen waren, nach Chattering zurück. Andere Menschen kamen hinzu. Das Dorf begann wieder zu leben, aber jedermann mied die Nähe des Bergwerks, denn es hieß, dass darin der Teufel hause. Die Leute gaben diese Warnung an ihre Kinder weiter, und diese erzählten wiederum ihren Kindern von dem unseligen Einfluss, den der Teufelsstein auf Chattering gehabt hatte. Die Zeit deckte die Angst zu und versuchte, den Mantel des Vergessens über die grauenvolle Vergangenheit zu breiten. Fast wäre es dazu gekommen. Da stieß vor hundert Jahren Professor Francis Madderby auf diese schreckliche Geschichte. Er war ein Mann wie Sie, Kendall. Ohne jede Gottesfurcht. Rücksichtslos. Nur auf den eigenen Vorteil bedacht. Er behauptete, wer den Teufelsstein in seinen Besitz bringen würde, dem würden Macht, Reichtum und Unsterblichkeit beschieden sein. Dafür war er bereit, jedes Opfer zu bringen. Sogar seine Seele hätte er dafür dem Teufel verkauft. Die Menschen von Chattering rieten ihm von seinem Vorhaben ab. Händeringend baten sie ihn, nicht nach dem Teufelsstein zu suchen, doch er ließ sich von seinem Entschluß nicht abbringen. Die Angst der Dorfbewohner wuchs. Sie waren verzweifelt. Sie wollten nicht, dass Chattering noch einmal vom Bösen überflutet wurde. An dem Tag, an dem Francis Madderby und seine drei Helfer ihre Arbeit aufnahmen, fanden sich ein paar Männer zusammen, die den Professor um jeden Preis von seinem Vorhaben abhalten wollten. Sie waren zu allem bereit. Auch zum Morden. Doch zunächst boten sie dem Professor und seinen Helfern Geld an. Man hatte im Dorf gesammelt, und es war ein stattlicher Betrag zusammengekommen. Doch Francis Madderby schlug das Geld aus. Da drohten ihm die Dorfbewohner, worauf er sie mit seinen Helfern verjagen wollte. Und so erschlug man ihn und seine Freunde…«

Cornell Kendall lächelte schief. »Sind Sie endlich fertig? Sie haben mir nichts Neues erzählt. Die Männer, die Madderby und seine Leute erschlagen haben, starben kurz darauf alle eines mysteriösen Todes. Jahrzehnte kümmerte sich niemand um das verdammte Bergwerk…«

»Schließlich kaufte es Ihr Onkel um einen Spottpreis.«

Kenndall nickte. »Und nur deshalb, damit niemand mehr auf die Idee kommen konnte, nach dem Teufelsstein zu suchen.«

»Er hätte es Ihnen nicht vererben dürfen. Er wusste doch, was für ein Mensch Sie sind. Einer, der weder Tod noch Teufel fürchtet. Einer, der genauso rücksichtslos ist wie Professor Francis Madderby!«

Kendall nickte. »Dem es aber nicht so ergehen wird wie dem Professor, denn ich trage zu meinem Schutz stets eine Waffe bei mir, und sollte einer so verrückt sein, mir den Schädel einschlagen zu wollen, dann pumpe ich ihn mit Blei voll. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie das im Dorf publik machen würden, damit die Leute Bescheid wissen.« Er grinste spöttisch. »Pech für Chattering, dass meinen Onkel der Schlag getroffen hat und er nicht mehr die Zeit hatte, mir die Mine testamentarisch vorzuenthalten. Glück für mich, dass es so gekommen ist.«

»Es hat wohl keinen Zweck, an Ihre Menschlichkeit zu appellieren«, sagte Gilbert Gember bitter.

»Menschlichkeit!« sagte Cornell Kendall verächtlich. »Dieses Wort hört man immer nur aus dem Mund derer, die irgend etwas erreichen wollen.«

»Sie haben kein Herz im Leibe, Kendall.«

»Das kann ich mir nicht leisten. Das Schicksal bietet mir eine einmalige Chance, Gember. Ich wäre ein Vollidiot, wenn ich nicht mit beiden Händen zugreifen würde. Es wäre nett von den Leuten, wenn sie dem Bergwerk fernbleiben würden. Ich könnte einen Annäherungsversuch leicht missverstehen und meinen Männern Schießbefehl geben. Schließlich steht mir nach dem Gesetz das Recht zu, meinen Besitz zu verteidigen.«

Gember lehnte sich nun ebenfalls zurück. Er nickte langsam und warf dem neben ihm sitzenden Mann einen kurzen Blick zu.

»Ich habe befürchtet, dass Sie sich nicht umstimmen lassen, Mr. Kendall«, sagte er gedehnt. »Deshalb habe ich Mr. Tony Ballard gebeten, diesem Gespräch beizuwohnen. Mr. Ballard ist Privatdetektiv. Er lebt in London, ist aber weit über die Grenzen unseres Landes hinaus als Dämonenjäger bekannt. Ich habe ihn angerufen und ihn ersucht, nach Chattering zu kommen. Und ich bin ihm sehr dankbar, dass er meiner Bitte umgehend nachgekommen ist. Niemand weiß besser als er, wozu die Mächte der Finsternis imstande sind, und ich dachte mir, vielleicht kann er Ihnen die Augen öffnen, bevor Sie in Ihr Unglück rennen und uns alle mitreißen.«

Cornell Kendall warf dem Privatdetektiv aus London einen geringschätzigen Blick zu und sagte süffisant: »Schießen Sie los, Ballard. Ich bin ganz Ohr.«

»Der Tag ist nicht mehr fern, wo Ihnen Ihr Spott vergehen wird«, erwiderte Tony Ballard, ohne sich aufzuregen. Er hatte genügend Zeit gehabt, Kendall zu studieren, und er war fest entschlossen, sich von diesem nicht provozieren zu lassen.

»Ich kann mich Ihrer Meinung nicht anschließen«, sagte Cornell Kendall.
»Das stört mich nicht. Gestatten Sie mir eine Frage?«
»Aber ja. Wo wir doch so nett beisammen sitzen.«
»Wer weiß, ob wir das je wieder können werden«, warf Gilbert Gember ein.
Kendall griente. »Sie sehen die Dinge viel zu schwarz, mein Lieber.« Er wandte sich an Tony Ballard. »Verzeihen Sie, Sie wollten mich etwas fragen.«
»Was für einen Grund haben Sie, nach dem Teufelsstein zu suchen, Mr. Kendall?«
»Die Sache fasziniert mich.«
»Sie tun es nicht aus Machtgier, Ruhmsucht und dem verderblichen Wunsch nach Reichtum?«
Kendall lachte. »Ich finde an dem Wunsch, reich zu sein, absolut nichts verderbliches, Mr. Ballard. Im Gegenteil. Es sollte das legitime Recht jedes Menschen sein, nach dem großen Geld zu streben.«
»Dagegen wäre im Prinzip nichts einzuwenden…«
»Wer hätte das gedacht: die erste Übereinstimmung. Sie fangen an, mir sympathisch zu werden, Ballard.«
»Wie bei allem, kommt es auch beim Streben nach Reichtum auf das Wie an. Wenn jemand dabei über Leichen geht, dann kann ich das nicht befürworten«, sagte Tony sachlich. »Und das tun Sie.«
Kendall winkte ab. »Dramatisieren Sie die Geschichte doch nicht, Ballard. Ich buddle lediglich in meinem eigenen Bergwerk herum. Solange mich daran keiner zu hindern versucht, bleibe ich der friedlichste Mensch.«
»Sie wissen, was dem Dorf droht, wenn Sie den Teufelsstein freilegen.«
»Ich bin davon überzeugt, dass nichts passieren wird.«
»Zerpflücken wir doch mal kurz, was Ihnen in Aussicht gestellt ist, Mr. Kendall. Da wäre zum Beispiel die Macht. Oja, die Hölle wird sie Ihnen verleihen, aber welchen Preis werden Sie dafür bezahlen müssen? Das Böse gibt nichts für nichts. Es wird Ihnen den letzten Rest an Gutem, den Sie noch im Herzen tragen, herausreißen und Sie zu einem schrecklichen Wesen machen, vor dem die Menschen in Todesangst erschauern werden. Man wird Sie fürchten und meiden. Sie werden Macht über die Menschen haben, doch diese Macht wird nicht ausreichen, um auch nur einen einzigen Menschen zu zwingen, Sie zu lieben.«
Cornell Kendall zog die Mundwinkel nach unten. »Es braucht mich niemand zu lieben.«
»Das sagen Sie jetzt, aber eines Tages werden Sie aus Mangel an Liebe verzweifeln. Jeder Mensch braucht sie… Reichtum…«, ging

Tony Ballard zum nächsten Punkt über. »Sie werden im Geld fast ersticken, dafür wird die Hölle sorgen. Aber Sie werden ein Herz aus Stein haben, wenn Menschen in Not Sie verzweifelt um ein Almosen bitten. Man wird Sie hassen, wird Sie verfluchen und verdammen…«

Kendall zuckte gleichgültig mit den Schultern. »Ich werde nicht hinhören.«

»O doch, das werden Sie! Und nachts werden Sie schlaflos in Ihrem Bett liegen, von entsetzlichen Wachträumen gepeinigt! Und die Flüche und Verwünschungen der Menschen, denen Sie Ihre Hilfe verweigert haben, werden Sie nicht zur Ruhe kommen lassen!«

»Es gibt Schlaftabletten.«

»Die werden Ihnen nichts nützen. Kommen wir nun zur Unsterblichkeit. Haben Sie sich schon überlegt, wie das vor sich gehen soll?«

Kendall lachte. »Ist doch ganz klar. Ich werde niemals das Zeitliche segnen müssen.«

»Irrtum«, widersprach Tony Ballard. »Sie werden Ihr Leben in dem Augenblick verlieren, wo Sie den Teufelsstein finden. Die Seele der Hölle wird in Ihren Körper fahren, und Sie werden eine Marionette des Bösen sein. Glauben Sie mir, ich weiß, wovon ich spreche. Mir ist diesbezüglich schon so viel untergekommen, dass mich die Mächte der Finsternis mit ihren teuflischen Gemeinheiten kaum noch überraschen können. Sie sind zu allem fähig. Das werden Sie erfahren, wenn Sie von Ihrem wahnwitzigen Vorhaben nicht Abstand nehmen.«

Kendall hob die Augenbrauen. »Schade«, sagte er spöttisch. »Sie haben gut gesprochen, Mr. Ballard, aber es ist Ihnen nicht gelungen, mich zu überzeugen. Tut mir leid für Sie. Sie hätten sich den Weg von London nach Chattering sparen können.«

»Sie werden Ihren Entschluss schon bald bereuen«, sagte Tony.

In diesem Moment flog die Tür auf. Sie schwang zur Seite und knallte gegen die Wand. Der weißhaarige Carlo Cotterill stürzte in das Hinterzimmer. Seine Augen waren vor Entsetzen weit aufgerissen, und er schrie mit sich überschlagender Stimme: »Mr. Gember! O Gott, Mr. Gember! Der Himmel stehe uns bei! Die Verdammten kehren zurück!«

***

Ich brauchte eine halbe Stunde, um mich zu erholen, und selbst danach saß mir noch dieses unangenehme Gefühl im Genick. Die Hölle ist vielschichtig. Unzählbar sind die Reiche, die es in der Verdammnis gibt. Aus welchem würde der Angriff erfolgen? Wo würde er erfolgen? Wen würde er treffen? Eine lästige Unrast machte sich in mir bemerkbar.

Ich wollte mit irgend jemandem über meine Horror-Vision sprechen, um sie bewältigen zu können. Mein Blick heftete sich auf das Telefon,

und ich überlegte, wen ich anrufen sollte.

Jane Collins? Bestimmt hätte die blonde Detektivin, mit der ich befreundet war, ein ernsthaftes Interesse für mein Problem gezeigt und mir zu helfen versucht. Aber sollte ich die Unruhe, die mich befallen hatte, an sie weitergeben?

Bill Conolly? Auch er, ein wahrer Freund in allen Lebenslagen, hätte mir sofort seine Unterstützung angeboten. Aber war mir zu helfen? Ich persönlich war nicht bedroht.

Suko? Der hätte sich womöglich auf sein Motorrad gesetzt und wäre in Richtung Scotland Yard abgebraust, um als erster zur Stelle zu sein, falls es losgehen sollte.

Aber es gab keinen unmittelbaren Feind. Das Böse gefiel sich lediglich darin, mich zu quälen, und ich muß sagen, das gelang ihm vortrefflich.

Ich rief keinen meiner Freunde an.

Dafür wurde ich angerufen. Die Zentrale stellte ein Gespräch von auswärts zu mir durch. Ich ließ mir meine Sorgen nicht anmerken und meldete mich mit fester, klarer Stimme.

»Oberinspektor John Sinclair.«

»Antony Ballard«, nannte der Anrufer am anderen Ende des Drahtes seinen Namen.

Seine Stimme elektrisierte mich. »Tony!« rief ich erfreut aus. Ich hatte sehr viel für den Dämonenhasser übrig, und ich bedauerte, dass wir uns nicht öfter sahen, aber Tony Ballard stand gegen die Ausgeburten der Hölle genauso pausenlos im Einsatz wie ich. Wir hatten schon zweimal zusammengearbeitet.[1] Unser letztes Abenteuer lag schon wieder fast ein Jahr zurück. Damals hatten wir alle Hände voll damit zu tun gehabt, den Joker des Teufels zur Strecke zu bringen.

»Von wo aus rufst du an?« fragte ich.

»Aus Chattering.«

»Kenne ich nicht.«

»Das ist ein kleines Nest in den Bergen von Wales. Ist wohl nur auf Spezialkarten zu finden.«

»Was hat dich dorthin verschlagen?«

»Mein Ruf als Dämonenjäger ist erstaunlicherweise bis hierher vorgedrungen. Mr. Gilbert Gember, der Bürgermeister, hat mich heute morgen angerufen und mich nach Chattering gebeten, und nun bitte ich dich, gleichfalls herzukommen.«

»Eine haarige Sache?« fragte ich.

»Eine ganz haarige Sache, John«, antwortete Tony Ballard ernst. Wenn er so redete, dann mußte es in Chattering knüppeldick kommen - oder schon gekommen sein.

»Du brauchst Unterstützung?« fragte ich erstaunt. Für gewöhnlich

erledigte Tony Ballard seine Jobs allein.

»Mehr als das«, erwiderte der Detektiv. »Ich brauche den besten Mann an meiner Seite, der sich auftreiben lässt.«

»Was ist mit Mr. Silver?«

»Der weilt mit Vicky Bonney in den USA und ist unabkömmlich.«

»Was läuft in Chattering?«

»Einiges, das dich - man könnte fast sagen: persönlich - angeht«, antwortete Tony Ballard.

»Du verstehst es, einen neugierig zu machen«, sagte ich.

Tony berichtete von einem alten Bergwerk, was für eine grauenvolle Geschichte damit verbunden war, und dass das Bergwerk nun in den Besitz eines gewissenlosen, wahnwitzigen Abenteurers namens Cornell Kendall übergegangen war.

Als der Privatdetektiv zum erstenmal den Teufelsstein erwähnte, bekam ich die Gänsehaut. Das war ein Hammer. Die Horror-Vision war in mir noch so gegenwärtig, dass mein Puls mit einemmal zu rasen begann.

Ich fragte mich, woher Tony Ballard wusste, dass die Macht des Bösen mich mit dieser Angelegenheit in Verbindung gebracht hatte. Hatte er Kenntnis von meiner furchtbaren Vision?

Ich wollte ihn danach fragen, aber er ließ sich nicht unterbrechen und erzählte von Carlo Cotterill, dem Friedhofswärter.

»Der Mann«, so sagte Tony Ballard, »hatte auf dem Friedhof von Chattering ein gleichermaßen mysteriöses wie grauenvolles Erlebnis. Er sah eine wunderschöne rothaarige Frau, die vor dem Grab von Professor Francis Madderby stand. Als er auf sie zuging, wandte sie ihm ihr Gesicht zu. Was glaubst du, zierte ihre Stirn, John?«

»Hörner!« antwortete ich wie aus der Pistole geschossen.

»Richtig!« bestätigte Tony Ballard.

»Asmodina!« entfuhr es mir.

»Jawohl, John. Asmodina, eine deiner erbittertsten Feindinnen, kam nach Chattering, um die Toten aus ihren Gräbern zu holen. Ich vermute, die Tochter des Teufels beabsichtigt die Toten gegen die Lebenden einzusetzen. Konkret will ich damit sagen, dass Madderby und seine Begleiter sich zwischen Cornell Kendall und die Leute im Dorf stellen werden. Damit Kendall ungestört nach dem Teufelsstein suchen kann. Wenn er ihn findet, droht dem Dorf ein schreckliches Schicksal. Ich fürchte, ich kann die Sache allein nicht in den Griff bekommen. Es besteht die Gefahr, dass die Ereignisse mich - vielleicht schon in den nächsten Stunden - überrollen. Deshalb wende ich mich rechtzeitig an dich. Wenn du es irgendwie einrichten kannst, dann komm nach Chattering. Hier wirst du dringend gebraucht.«

»Okay, Tony«, sagte ich rasch, denn mein Entschluss stand schon fest. »Ich mache mich sofort auf den Weg.«

»Das freut mich.«
»Ist doch klar, dass ich dabei bin, wenn es darum geht, Asmodina einen dicken Strich durch ihre verderbten Pläne zu machen«, sagte ich und legte auf.

***

Linda Henderson war eine emsige Frau, tüchtig, ehrlich und ordnungsliebend, klug und aufgeschlossen. Sie war vieles, nur schön war sie nicht, aber das muss eine Haushälterin nicht unbedingt sein. Sie war groß und schlank, hatte dicke Waden, ein kantiges Gesicht, unregelmäßige Zähne und eine dunkle Hornbrille auf der kleinen Nase.
Seit zehn Jahren arbeitete sie für Gilbert Gember, den Bürgermeister, führte ihm den Haushalt und half ihm manchmal sogar bei der Erledigung seiner Arbeit, wenn er irgendwelche Akten zur Bearbeitung von seinem Büro mit nach Hause brachte.
Mrs. Henderson war eine treue Seele. Sie wohnte in Gembers Haus, aber das hatte im Dorf noch niemals Anlass zu irgendwelchem Gerede gegeben. Jedermann wusste, dass Linda Henderson eine fromme, gottesfürchtige Frau war, die nach einer enttäuschten Liebe keinen Mann mehr an sich heran ließ. Außerdem war allseits bekannt, dass Mr. Gember seine Haushälterin als geschlechtsloses Wesen betrachtete. Es war zwischen den beiden noch nie etwas gewesen, und es würde zwischen ihnen nie etwas anderes sein als Achtung und Wertschätzung - und vielleicht auch ein klein wenig Freundschaft.
Mrs. Henderson saß vor dem Fernsehapparat und strickte an einem dicken Pullover, den sie dem Bürgermeister unter den Weihnachtsbaum legen wollte. Sie arbeitete nur dann daran, wenn Gilbert Gember außer Haus weilte.
Sobald sie ihn heimkommen hörte, versteckte sie ihr Strickzeug blitzschnell in einer alten Bauerntruhe, in die Gember seit zehn Jahren nicht mehr hineingesehen hatte.
Deshalb hatte er keinen blassen Schimmer, womit ihn Linda Henderson in diesem Jahr überraschen würde.
Über den TV-Schirm flimmerte eine Show, die schon einige Jährchen auf dem Magnetband hatte. Liza Minelli und Bing Crosby versprühten souverän ihren Charme, plauderten und sangen miteinander und rissen das Publikum zu Begeisterungsstürmen hin.
Während eines Soloauftritts von Bing Crosby hörte Linda Henderson zu stricken auf, um sich dem Kunstgenuss voll hingeben zu können.
»Das war noch ein Künstler«, sagte die Haushälterin und nickte anerkennend.
»Einer der ganz Großen. Schade, dass der Herr ihn zu sich geholt hat. Wenn ich denke, was manchmal im Fernsehen auftritt und sich auch

Künstler schimpft…«

Sie unterbrach ihr Selbstgespräch, denn sie hatte ein dumpfes Geräusch vernommen.

Sofort packte sie ihr Strickzeug zusammen, sprang auf und rannte zur Truhe.

Sie nahm an, Gilbert Gember würde nach Hause kommen. Es wäre jammerschade gewesen, wenn er ausgerechnet jetzt, wo der Pullover schon fast fertig war, mitgekriegt hätte, womit er überrascht werden sollte.

Linda Henderson hob den Deckel hoch und schleuderte Pullover, Wollknäuel und Stricknadeln in die alte Truhe. Vorsichtig ließ sie den Deckel niedersinken. Sorgsam darauf bedacht, kein verräterisches Geräusch zu verursachen. Anschließend entfernte sie sich mit einer aufgesetzten Unschuldsmiene sofort von der Truhe, damit Gilbert Gember nicht auf die Idee kam, ausgerechnet vor Weihnachten einen Blick hineinzuwerfen.

Die Haushälterin setzte sich wieder und verfolgte weiter das Geschehen auf dem Fernsehschirm. Sie erwartete, dass jeden Moment die Wohnzimmertür aufgehen und Mr. Gember eintreten würde.

Aber er kam nicht.

Sonderbar.

Linda Henderson konnte sich plötzlich nicht mehr auf die Show konzentrieren. Sie musste immerzu an das Poltern denken, das sie alarmiert hatte. Wer hatte es verursacht? Wodurch war es entstanden?

Die Haushälterin saß unentschlossen auf der Bank. Sollte sie hinausgehen und nachsehen?

Vor allem wollte sie einmal den Fernsehapparat leiser stellen. Sie griff nach der Fernbedienung. Doch ehe ihr Finger einen der Knöpfe berührte, begann es auf dem Schirm zu knistern und zu flimmern, und im nächsten Moment waren Bild und Ton weg.

Linda Henderson schüttelte beunruhigt den Kopf. »Na so was.«

Der Fernsehapparat war nach wie vor eingeschaltet, das bestätigte die kleine rote Kontrollleuchte unter den Knöpfen für die Programmwahl. Mrs. Henderson konnte sich rühmen, viele Talente zu besitzen, aber eines hatte sie bestimmt nicht: technisches Einfühlungsvermögen. In dieser Beziehung erging es ihr so wie den meisten Frauen, deshalb ließ sie von Technik und Elektronik lieber die Finger.

Verdutzt blickte sie die Fernbedienung an. Hatte sie damit irgend etwas angestellt?

Waren Bild und Ton durch ihre Schuld weg?

Oder handelte es sich um eine Störung? Dann hätte auf den anderen Kanälen etwas zu sehen sein müssen.

Zaghaft drückte sie einen der Knöpfe. Auf dem Bildschirm veränderte

sich nichts.
Mrs. Henderson begann sämtliche Stationen durchzuschalten. Ohne Ergebnis. Die Mattscheibe blieb finster.
Daraufhin sagte der Frau die Logik, dass mit der Fernschaltung irgend etwas nicht in Ordnung sein konnte.
Sie bediente das TV-Gerät von Hand aus. Aber auch damit hatte sie keinen Erfolg.
Dass hier schwarzmagische Kräfte Einfluss genommen hatten, ahnte die Haushälterin nicht.
Okay, der Apparat funktionierte nicht mehr, also schaltete sie ihn ab. Sie würde Mr. Gember davon unterrichten und ihn fragen, ob sie den Servicemann anrufen solle.
Mr. Gember! Allem Anschein nach war er noch nicht nach Hause gekommen. Wer aber hatte dann gepoltert? Ein seltsames Gefühl beschlich die Frau. Gilbert Gember hatte mit ihr über das Bergwerk gesprochen, und über die Sorgen, die ihm Cornell Kendall machte.
Sie wusste auch, dass ein Dämonenjäger namens Tony Ballard nach Chattering gekommen war, und mit einemmal verspürte sie eine unterschwellige Angst. Zum erstenmal empfand sie es als unangenehm, allein zu sein.
Eine unheimliche Bedrohung schien das Haus einzuhüllen. Linda Henderson war, als würde sich eine kalte Hand auf ihre Kehle legen und zudrücken. Die Stille des Hauses war ihr noch nie so furchteinflößend vorgekommen.
Es war eine Totenstille!
Bei diesem Gedanken überlief es die Frau eiskalt. Sie konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass irgendwo dort draußen eine schreckliche Gefahr war. Das Haus schien von Feindseligkeit umlagert zu sein.
Aber das, was draußen war, würde nicht draußen bleiben, das stand für Linda Henderson plötzlich fest.
Erschrocken fuhr sie sich an die Lippen. Ihre Augen hinter der Hornbrille weiteten sich furchtvoll.
Sie schaute sich im Zimmer ängstlich um. Was sollte sie tun? Nichts? Einfach sitzen bleiben und so tun, als wäre alles in Ordnung?
Das ließen ihre kribbelnden Nerven nicht zu. Sie schluckte beunruhigt. Wo sich Gilbert Gember befand, wusste sie.
Er und Tony Ballard wollten Cornell Kendall treffen und ihm ins Gewissen reden, damit er sein Vorhaben, nach dem Teufelsstein zu suchen, aufgab. Würde es dem beredten Bürgermeister mit Hilfe des bekannten Dämonenjägers aus London gelingen?
Kendall galt als starrköpfig und eigensinnig. Je mehr Leute versuchten, ihn umzustimmen, desto sturer wurde er wahrscheinlich.
Mrs. Henderson atmete tief durch. Ununterbrochen überliefen sie

kalte Schauer. Sie schaute zum Telefon hinüber.

Ob sie im Dorfgasthaus anrufen sollte? Würde sie sich nicht lächerlich machen, wenn sie dem Bürgermeister sagte, sie hätte schreckliche Angst in seinem Haus?

Aufgeregt blickte die Haushälterin auf ihre zitternden Hände. Sie steigerte sich mehr und mehr in ihre Nervosität hinein.

Bald schon war es ihr nicht mehr möglich, stillzusitzen. Sie erhob sich, ging im Wohnzimmer auf und ab, blieb - zufällig? - beim Telefon stehen und sah es unschlüssig an.

Fast mechanisch griff sie nach dem Hörer. Noch zögerte sie, die Wirtshausnummer in den Apparat zu tippen.

Aber dann tat sie es, während ihr Herzschlag beschleunigte. Es dauerte einige Augenblicke, bis sie begriff, dass die Leitung tot war.

»Tot!« flüsterte sie entsetzt, und sie wurde kreidebleich. »Tot! O mein Gott! Was steckt da dahinter?«

Kälte kroch über ihre schmalen Schultern. Es schüttelte sie. Sollte sie das Haus verlassen? Sollte sie bleiben? Wie sicher war sie hier drinnen?

Das Fernsehgerät, das Telefon ausgefallen. Welche Ursache hatte das? Was hatte das zu bedeuten?

Linda Henderson ballte die Hände zu Fäusten. Sie verschränkte die Arme und presste sie gegen ihre Brust.

Was würde ihr zustoßen, wenn sie es wagte, das Haus zu verlassen? Was erwartete sie dort draußen?

Das Licht flackerte. »Nein!« keuchte die Frau erschrocken. »Nicht das auch noch!«

An und für sich hatte sie keine Angst vor der Dunkelheit. Aber jetzt ängstigte sie einfach alles.

Das Licht ging aus. Finsternis umgab die Haushälterin. »Nein!« hauchte sie furchtsam. »Himmel, nein…!«

Es wurde wieder hell im Raum.

Linda Henderson fiel ein Stein vom Herzen. Sie atmete erleichtert auf. Beinahe hätte sich die Verkrampfung, die sie befallen hatte, aus ihrem Körper gelöst.

Da wurde es wieder finster.

Und diesmal blieb es dabei!

Mrs. Henderson bekreuzigte sich, denn nun glaubte sie mit Sicherheit zu wissen, dass hier der Teufel seine grausame Hand im Spiel hatte.

»Was will er von mir?« fragte sich die Haushälterin verzweifelt. Sie dachte an Pater Malloy und daran, dass er gesagt hatte, eine so fromme Frau wie sie brauche die Hölle nicht zu fürchten. Da sie reinen Herzens sei, würde sie bestimmt in den Himmel kommen.

Damals hatten ihr die Worte des Priesters Freude bereitet. Wer hört nicht gern, dass der Himmel auf ihn wartet. Aber jetzt schon?

Linda Henderson biss sich auf die Unterlippe. An einem der Fenster erschien plötzlich ein düsterer Schimmer.

Die Frau fasste sich unwillkürlich ans Herz. Sie wollte ihre Angst herausschreien, aber ihre Kehle war wie zugeschnürt. Sie brachte keinen Ton heraus. Der Schimmer - kaum wahrzunehmen - legte sich auf das Glas. Er breitete sich darauf aus, und dahinter vermeinte die entsetzte Frau eine schemenhafte schwarze Gestalt zu sehen.

Zitternd presste sie die Hände zusammen und begann lautlos zu beten. Die Gestalt stand reglos da. Eine schwarze, unheimliche Bedrohung. Mrs. Hendersons Lippen bewegten sich bebend. Sie hoffte verzweifelt, das Böse mit Gebeten von sich fernhalten zu können.

Verdattert bemerkte sie, dass zwischen Fensterflügel und Fensterstock dünne Nebelkräusel ins Haus sickerten. Dabei hatte Gilbert Gember vor Einbruch der kalten Jahreszeit noch sämtliche Fenster des Hauses abdichten lassen. Wie war es möglich, dass diese Nebelschlieren ihren Weg herein fanden?

Träge lösten sie sich vom Fenster und schwebten durch den Raum, während sich die unheimliche Gestalt draußen nach wie vor nicht regte.

War das überhaupt jemand? »Oder bilde ich mir das alles bloß ein?« fragte Linda Henderson mit tonloser Stimme und stellte gleichzeitig erschrocken fest, dass sie aufgehört hatte, zu beten.

Sofort begann sie damit wieder.

Die Schlieren verformten sich pausenlos. Lautlos schwebten sie auf die zitternde Frau zu. Sie wurden zu einer milchigen, durchsichtigen Hand mit langen, knotigen Fingern und scharfen, gebogenen Krallen.

»Die Hand des Teufels!« stöhnte die Haushälterin erschüttert.

Sie wollte davor zurückweichen, aber ihre Beine gehorchten ihr nicht. Verstört verfolgte sie mit weit aufgerissenen Augen, was passierte.

Die Teufelshand erreichte sie. Als die Finger ihren Hals berührten, floss eine unbeschreibliche Kälte in ihren Körper, die sie so sehr entsetzte, dass sie einen grellen Schrei ausstieß, sich herumwarf und mit einem Blick, in dem heller Wahnsinn glitzerte, aus dem Wohnzimmer hetzte.

Sie schleuderte die Tür gegen die Wand, stürmte durch den Flur und riss die Haustür auf. Im selben Moment prallte sie, noch greller als vorhin aufschreiend, vor dem fürchterlichen Horror zurück, dem sie sich unvermittelt gegenübersah.

Sie wünschte sich, ohnmächtig zu werden, aber sie blieb bei vollem Bewusstsein, und das war das Schrecklichste, was ihr passieren konnte.

***

Ich riss ein Blatt von meinem Notizblock ab und hinterließ eine Nachricht für Glenda Perkins, damit sie Bescheid wusste und meinem Chef, dem Superintendenten Sir James Powell, sagen konnte, wo ich war, falls er nach mir fragen sollte. Zehn Minuten später saß ich in meinem silbermetallicfarbenen Bentley und war im Begriff, das abendliche London zu verlassen. Bis Cardiff waren es rund Meilen. Alles Autobahn. Wenn ich ein bisschen auf die Tube drückte, konnte ich in etwa zwei Stunden in Chattering sein.

Ich konnte mir ein dünnes Lächeln nicht verkneifen. Die Macht des Bösen hatte mich verhöhnt und beabsichtigt, mich mit einer bohrenden Ungewissheit zu peinigen.

Aber das hatte nicht ganz hingehauen, denn Tony Ballard hatte mich mit der Information versorgt, die mir während meiner Horror-Vision vorenthalten worden war.

Mein Geist war in einen Bergwerksstollen entführt worden. Ich hatte den Teufelsstein gesehen, und ich wusste von Tony, dass der Stein sich in Chattering befand. Damit hatten die Mächte der Finsternis nicht gerechnet, sonst hätten sie das Telefongespräch zwischen Tony Ballard und mir unterbunden.

Wie auch immer, ich wusste nun Bescheid, und sobald ich auf der Autobahn war, fuhr ich mit Bleisohle, denn mein Typ wurde in Chattering so bald wie möglich verlangt.

Asmodina, diese weibliche Bestie aus der Hölle, hatte sich schon wieder eine neue Teufelei einfallen lassen. Ich wünschte mir, ihr endlich einmal Herr werden zu können, aber die Tochter des Teufels verstand es hervorragend, sich im sicheren Hintergrund aufzuhalten und von dort die grausamen Fäden zu ziehen. Mit einer beängstigenden Virtuosität inszenierte sie die schrecklichen Geschehnisse, ohne sich dabei selbst auch nur der geringsten Gefahr auszusetzen.

Nur selten griff sie mich persönlich an. Zumeist ließ sie dies ihre Vasallen tun, in der Hoffnung, dass diese eines Tages Erfolg haben würden.

Der Bentley schnurrte die ersten 200 Autobahnmeilen in einer beachtlichen Zeit herunter. Es war kaum Verkehr, und ich kam gut vorwärts.

Mit meinen Gedanken war ich bereits in Chattering. Asmodina hatte da Francis Madderby und seine Helfer aus ihren Gräbern geholt.

Was taten die unheimlichen Wiedergänger inzwischen? Versetzten sie das Dorf schon in Angst und Schrecken? Oder versteckten sie sich erst einmal, um zu einem späteren Zeitpunkt zuzuschlagen?

Ich konnte mir lebhaft vorstellen, welche Aufregung in Chattering herrschen würde, sobald bekannt wurde, dass vier Untote die Gegend unsicher machten.

»Asmodina, du Teufelsweib, dieses Spiel wirst du trotz der gezinkten Karten, derer du dich bedienst, verlieren!« knirschte ich.

Im selben Moment erfolgte der Überfall!

Es passierte ebenso plötzlich wie in meinem Büro. Von einem Augenblick zum andern wurden gefährliche schwarzmagische Kräfte frei.

In der Ferne ein blutroter Punkt, der mit unvorstellbarer Geschwindigkeit näher kam. Er raste geradewegs auf mich zu. Schneller als ein Blitz. Er unterbot meine Reaktion beträchtlich.

Rot! Eine Farbe, gegen die ich seit kurzem eine verständliche Aversion hatte! Sie klatschte mit großer Wucht gegen die Windschutzscheibe, und es wunderte mich, dass das Glas nicht kaputtging.

Augenblicklich war mir die Sicht genommen. Gleichzeitig stürmten lähmende Kräfte auf mich ein. Ich raste im Blindflug über die Autobahn.

Das musste zu einer Katastrophe führen!

Ich wollte bremsen, doch die schwarzmagischen Kräfte zwangen mich, den Fuß weiterhin auf das Gaspedal zu pressen.

Der verhängnisvolle Angriff schien für das Böse zu einem vollen Erfolg zu werden.

Mich schüttelte das kalte Grauen. Ich kämpfte verbissen gegen die lähmenden Einflüsse. Ich versuchte, mich ihren verderben bringenden Befehlen zu widersetzen, aber es gelang mir nicht. Der Bentley raste mit hoher Geschwindigkeit weiter, und ich sah nicht, wohin.

Schon die nächste Kurve konnte mir den Tod bringen.

Okay, ich war angegurtet, aber bei dieser Geschwindigkeit waren die Überlebenschancen bei einem Unfall gleich Null.

Dass mich die Hölle hier schon attackieren würde, damit hatte ich nicht gerechnet.

In meinem Kopf tobte ein wahnsinniger Schmerz, der sich von der Stirn bis zum Nacken hin zog.

Es sah schlecht für mich aus.

Die Mächte der Finsternis ließen mich erst gar nicht bis Chattering kommen, sie schalteten einen ihrer beiden Gegner bereits auf dem Weg dorthin aus, und danach würden sie sich Tony Ballard vornehmen. Oder hatten sie ihn bereits fertiggemacht?

Meine Schweißdrüsen arbeiteten auf Hochtouren. In meinem Körper war ein schmerzhaftes Vibrieren. Ich litt an akuter Atemnot, riss den Mund auf, vermochte jedoch nicht genügend Sauerstoff in meine Lungen zu pumpen.

Es konnte nicht mehr lange dauern, bis irgendein Hindernis meinem Leben ein Ende setzte oder bis ich mit dem Bentley von der Fahrbahn abkam.

Verzweifelt setzte ich mich gegen die Einflüsse des Bösen zur Wehr. Nach wie vor war die Frontscheibe blutrot und undurchsichtig.

Inmitten dieses blutigen Rots erschien mir plötzlich der Teufelsstein. Scharf und deutlich hoben sich die Konturen der miesen Teufelsfratze ab.

Das schallende Gelächter der Erscheinung schmerzte in meinen Ohren. Hasserfüllt und triumphierend starrten mich die gelben Augen, die mich an die Lichter eines Wolfs erinnerten, an.

»John Sinclair!« brüllte der Teufel. »Du wirst Chattering nie erreichen! Du bleibst hier im wahrsten Sinne des Wortes auf der Strecke! Du rast in den Tod! Du wirst dir den Hals brechen!«

»Noch lebe ich!« keuchte ich verbissen.

»Ja, aber nicht mehr lange. Tony Bällard muss allein gegen uns antreten. Wir werden ihn genauso vernichten wie dich! Aber du hast Vorrang!«

»Warum? Weil es mit eurer quälenden Ungewissheit nicht geklappt hat?«

»Weil wir mit einem von euch beiden den Anfang machen müssen.«

Meine Hände krampften sich um das Lenkrad. Weiß schimmerten die Knöchel unter der Haut. Ich hatte das Gefühl, zu ersticken, wollte mein Hemd aufreißen, doch die schwarzmagischen Ströme erlaubten es mir nicht.

Aber ich setzte mich gegen sie durch, indem ich meinen ganzen Willen gegen sie aufbot. Meine Rechte zuckte zum Hemdkragen. Die Finger gruben sich hinein.

Gleichzeitig fiel mir mein geweihtes Silberkreuz ein.

Das war die Rettung.

Blitzschnell legte ich das Kruzifix frei, kaum war es zu sehen, da entfaltete es sofort die starken Kräfte des Lichts. Gut und Böse prallten aufeinander. Ein gnadenloser Kampf tobte. Flirrende Kaskaden wühlten sich in das Rot der Hölle, zersetzten es in Sekundenbruchteilen und fegten es von der Frontscheibe. Gleichzeitig sprengten sie die schwarzmagischen Einflüsse, die mich lähmten.

Der Teufelsstein war verschwunden. Ich konnte wieder sehen, konnte mich wieder bewegen, aber es hatte den Anschein, als ob die Rechnung der Hölle doch noch aufgehen würde, denn der Bentley raste genau auf den Stahlbetonpfeiler einer Brücke zu.

Der neuerliche Schock traf mich mit großer Wucht. Aber ich reagierte zum Glück ohne Verzögerung. Ich tat alles beinahe gleichzeitig: Fuß vom Gas! Stotterbremse!

Kurskorrektur!

Dann war der Pfeiler heran, und ich sauste haarscharf an ihm vorbei. Die Gefahr war gebannt.

Ich hatte das Gefühl, mein Herz würde hoch oben im Hals schlagen.

Und ich denke, es ist keine Schande, zuzugeben, dass mir die Knie schlotterten.

Was ich jetzt dringend nötig hatte, war eine kurze Verschnaufpause. Die Ereignisse hatten mich ganz schön geschafft. Ich brauchte ein paar Minuten und eine Zigarette, um mich zu erholen.

Mein Bentley rollte auf der Standspur aus. Ich blieb einen Moment erschöpft sitzen und rührte mich nicht.

Verdammt, wie schön ist es doch, zu leben. In Augenblicken wie diesem wurde mir das immer bewusst.

Ich zündete mir ein Stäbchen an und ließ den Rauch durch die Nasenlöcher sickern.

Hinter mir hielt ein Fahrzeug an. Welches Fabrikat, konnte ich nicht sehen. Ich sah nur zwei abgeblendete Scheinwerfer.

Gleich darauf stand ein gut angezogener Mann neben meinem Bentley. Ich kurbelte die Scheibe hinunter.

»Das war aber verflixt knapp vorhin, Sir.«

»Kann man wohl sagen«, erwiderte ich.

»Ich dachte schon, es wäre aus mit Ihnen.«

»Ich auch.«

»Sind Sie eingeschlafen?«

»Nein«, gab ich zurück. Ich konnte dem Mann schlecht erzählen, was mir wirklich zugestoßen war. Er hätte mich für verrückt gehalten. Deshalb sagte ich: »Mir wurde für einen Moment schwarz vor den Augen.«

»Dann würde ich an Ihrer Stelle die Fahrt aber nicht fortsetzen.«

»Das lässt sich leider nicht vermeiden.«

»Stellen Sie sich vor, es passiert Ihnen noch einmal.«

»Ich werde langsamer fahren.«

»Wohin wollen Sie?«

»Nach Chattering«, antwortete ich. Ich sah ihm an, dass er diesen Ort nicht kannte und erklärte: »Das ist ein kleines Dorf in den Bergen nördlich von Cardiff.«

»Müssen Sie unbedingt dorthin?«

»Ich werde erwartet«, sagte ich.

»Ich könnte Sie bis Newport mitnehmen.«

Ich lächelte dankbar. »Ist nicht nötig. Ich komme ganz bestimmt ohne Ihre Hilfe zurecht. Es geht mir schon viel besser. Wenn ich diese Zigarette geraucht habe, bin ich wieder obenauf.«

»Sie sollten sich mal von einem Arzt ansehen lassen.«

»Vielen Dank für den Rat. Das werde ich tun.«

»Kann ich Ihnen wirklich nicht helfen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich bin schon wieder okay.«

»Dann wünsche ich Ihnen eine gute Fahrt.«

»Ich Ihnen auch«, sagte ich, und der gut angezogene Autofahrer

kehrte zu seinem Wagen zurück. Als das Fahrzeug an mir vorbeifuhr, sah ich, dass es ein Jaguar war.

Ich rauchte meine Zigarette, drückte sie in den Aschenbecher und setzte anschließend die Fahrt fort.

Es hatte den Anschein, als könnte mich nichts davon abhalten, nach Chattering zu fahren.

***

Mit gnadenloser Härte schlug das Grauen zu. Linda Henderson traute ihren Augen nicht und zweifelte an ihrem Verstand.

Vor ihr stand eine fürchterliche Gestalt. Ein Mensch, der vor 100 Jahren sein Leben verloren hatte. Ein Mann, dessen Fleisch nicht verwest war, dessen Knochen noch nicht vermodert waren, obwohl er seit 100 Jahren begraben war.

Professor Francis Madderby!

Es gab nur unbedeutende Andeutungen von Verwesung. Sein Fleisch und die Haut, die dem natürlichen Verfall getrotzt hatten, waren schwarz geworden.

Blicklose Augen stierten die Haushälterin an. Deutlich war zu sehen, wo die wuchtigen Schläge den Schädel des Professors getroffen und zertrümmert hatten.

Geifer glänzte auf den zuckenden Lippen des Wiedergängers.

Er streckte die Hände nach der entsetzten Frau aus. Erde klebte an seinen schwarzen Fingern, und auf seiner Schulter krümmte sich ein dicker weißer Wurm. Dieser schreckliche Anblick war zuviel für Linda Henderson.

Sie geriet in Panik. Ihr Verstand hakte aus. Sie wusste nicht mehr, was sie tat. Als über die abstoßende Fratze des Untoten ein mordlüsternes Grinsen zuckte, packte die Haushälterin die Tür und schleuderte sie zu.

Doch Madderby fing die Tür ab und rammte sie knurrend zurück. Mit schweren Schritten trat er ein.

»Jesus!« keuchte Mrs. Henderson. »Steh mir bei! Hilf mir! Sonst bin ich verloren!«

Madderby kam auf sie zu. Sie schaute sich gehetzt um. Wohin sollte sie vor diesem Ungeheuer fliehen? Mit kleinen Schritten wich sie vor dem Unheimlichen zurück.

Eine seltsame Starre war in ihrem Körper, deshalb bewegte sie sich wie eine hölzerne Gliederpuppe.

Dass der Wiedergänger ihr Leben haben wollte, wusste sie. Was sie nicht wusste, war, wie sie es anstellen sollte, ihr Leben zu behalten.

Madderby folgte ihr unbeirrt. Er schien sich seiner Sache sicher zu sein, deshalb hatte er es nicht eilig, sich die Frau zu schnappen.

Mrs. Henderson wich bis zur Wand zurück. Als sie mit dem Rücken

dagegen stieß, zuckte sie heftig zusammen. Ihr Blick irrlichterte. Madderby machte schon wieder einen Schritt.

Er war schon fast auf Armlänge heran. Verstört wandte sich die Haushälterin nach links, und es gelang ihr, sich ins Wohnzimmer zurückzuziehen. Sie schaffte es sogar, die schwere Eichentür zuzuschlagen und abzuschließen.

Aber durfte sie sich deshalb schon als gerettet betrachten? Bestimmt nicht. Denn sie erinnerte sich, an einem der Wohnzimmerfenster eine reglose Gestalt stehen gesehen zu haben.

Einen von Francis Madderbys Begleitern!

Die Frau wandte sich um und stellte fest, dass der andere noch da war. In diesem Augenblick setzte er sich in Bewegung. Er näherte sich dem Fenster. Erschreckend deutlich hoben sich seine Umrisse ab, obwohl es draußen wie drinnen finster war.

Ein unnatürliches Licht schien das Höllenwesen zu umfließen.

Madderby hieb mit wuchtigen Schlägen gegen die Tür. Linda Henderson wich zitternd davor zurück. Es schien keinen Ausweg mehr für sie zu geben. Sie schien verloren zu sein.

Der untote Professor setzte höllische Kräfte ein, um die Wohnzimmertür aufzukriegen.

Sein Begleiter zertrümmerte in diesem Moment mit seiner schwarzen Faust die Fensterscheibe. Klirrend fielen die Glasscherben zu Boden.

Linda Henderson kreischte vor Angst. Sie griff mit den Fingern in ihr Haar und zerrte daran, weil sie diesen Horror nicht mehr verkraften konnte. Ihr gehetzter Blick pendelte zwischen Fenster und Tür hin und her.

Madderby hatte es schon fast geschafft. Ein Schlag noch, dann würde die Tür offen sein. Mittlerweile stieg sein Begleiter zum Fenster herein.

Mrs. Henderson wich verstört vor ihm zurück. Über dem Kamin hing ein Kruzifix aus Messing. Pater Malloy hatte es geweiht.

Die Haushälterin stürzte sich darauf und riss es vom Haken. Im selben Moment hämmerte Madderby die Tür auf.

In drohender Haltung standen die Untoten da. Wen sollte Linda Henderson in Schach halten? Beide gleichzeitig war nicht möglich.

Sie wandte sich Francis Madderby zu. Mit der ausgestreckten Hand hielt sie ihm das Kreuz entgegen. Er ließ ein unwilliges Knurren hören.

Der Anblick des Kruzifix irritierte ihn. Er hieb mit seinen schwarzen Fäusten in die Luft, fauchte und knirschte, und als Mrs. Henderson all ihren Mut zusammenraffte und auf ihn zuging - immer mit hochgehobenem Kreuz -, da wich der Wiedergänger zornig zurück.

Linda Henderson begann wieder zu hoffen. Vielleicht war das Kreuz ihre Rettung.

Sie klammerte sich daran, ließ dabei aber den zweiten Untoten außer acht, und das war ein schwerwiegender Fehler.

Madderby stand ganz unter dem schmerzhaften Zwang des Guten, das das Kruzifix in Linda Hendersons Hand versinnbildlichte.

Aber sein Begleiter war nicht gebannt. Die andere Gestalt - ebenso grauenerregend wie der Professor selbst, mit langen gelben Schneidezähnen und eine trübe Flüssigkeit absondernden Augen - schlich lautlos an die Haushälterin heran.

»Weiche, Satan! Weiche!« presste Linda Henderson heiser hervor, und Madderby war tatsächlich gezwungen, vor dem Kruzifix zurückzuweichen. Aber er lauerte auf seine Chance. Gleich würde sie kommen.

Der andere Wiedergänger war mit drei schnellen Schritten bei Mrs. Henderson. Die Frau kreiselte herum und schlug mit dem Kreuz zu. Es traf das abstoßende Gesicht des Untoten.

Die Berührung entfachte in ihm einen glühenden Schmerz. Er brüllte auf und taumelte zurück, während er die schwarzen Hände auf das dampfende Gesicht presste.

Das war die Chance, auf die Madderby gewartet hatte. Jetzt griff er die abgelenkte Frau an. Er wuchtete sich ihr entgegen.

Mit einem einzigen Hieb entwaffnete er sie. Das Kruzifix fiel zu Boden. Linda Henderson wollte sich danach bücken. Ein neuerlicher Schlag riss ihr die Brille vom Gesicht, und als der grausame Wiedergänger noch einmal zuschlug, ging die Haushälterin des Bürgermeisters zu Boden.

Sofort war der Untote über ihr und führte aus, weswegen er gekommen war. Er brauchte die Kraft des Lebens, denn sie ließ ihn erstarken…

***

Erschüttert standen sie vor den leeren Gräbern: Carlo Cotterill, Gilbert Gember und Tony Ballard. Cornell Kendall war nicht mitgekommen. Er hatte in seinem Jeep das Dorf verlassen und war zu seinem Bergwerk zurückgekehrt, wo seine Männer eine Sonderschicht eingelegt hatten, denn demjenigen, der als erster den Teufelsstein fand, hatte Kendall eine Belohnung von 10.000 Pfund in Aussicht gestellt. Das war viel Geld für die armen Teufel, die im Bergwerk schufteten. Für einen Mann, auf den Macht, Reichtum und Unsterblichkeit warteten, war der Betrag jedoch nur ein Pappenstiel.

Da Kendall im Dorf keine Arbeiter gefunden hätte, hatte er sie in den Kaschemmen von Cardiff, Newport und Bristol aufgelesen. Gestrandete Existenzen, von denen niemand mehr etwas wissen wollte. Gesetzesbrecher, Tagediebe, Straßenräuber. Das größte Lumpenpack hatte sich Cornell Kendall ins Bergwerk geholt, und er

führte diese Leute mit eiserner Hand und nach seinen eigenen Gesetzen. Er hatte gelernt, sich selbst bei solch einem Abschaum Respekt zu verschaffen, und er gab diesen Kerlen brutal die Knute, wenn sie nicht spurten…

Carlo Cotterill wies auf die Stelle, wo Asmodina gestanden hatte. »Ich schloss nur mal kurz die Augen!« berichtete der weißhaarige Mann mit belegter Stimme. »Als ich sie wieder öffnete, war die gehörnte Frau verschwunden. Sie… sie muss ein Geist gewesen sein. Ein Geist mit großen Zauberkräften, sonst wäre es ihr nicht gelungen, Madderby und seine Freunde aus dem Grab zu holen.«

Tony Ballard nickte. »Sie verfügt tatsächlich über unvorstellbare Zauberkräfte, Mr. Cotterill. Immerhin ist sie die Tochter des Teufels. Ihr Name ist Asmodina.«

Gember wandte den Kopf und blickte den Detektiv aus London groß an. »Sie kennen sie?«

»Nicht persönlich. Aber Oberinspektor John Sinclair, den ich angerufen habe, hatte schon einige Male mit ihr zu tun.«

»Und das hat er überlebt?« fragte Cotterill verwundert.

»John Sinclair ist ein tüchtiger Mann«, erwiderte Tony Ballard.

»Hoffentlich trifft er bald in Chattering ein«, sagte Gilbert Gember.

»Ich bin sicher, er hat sich sofort in seinen Bentley gesetzt.«

»Und was tun wir in der Zwischenzeit? Francis Madderby und seine verdammten Freunde machen die Gegend unsicher.«

»Wir werden sie suchen«, sagte Tony Ballard.

»Das ganze Dorf soll sich an dieser Suche beteiligen«, sagte der Bürgermeister.

»Wie wär's, wenn wir uns zu Pater Malloy begeben und ihn bitten würden, die Glocke zu läuten?« fragte Carlo Cotterill. »Damit holt er alle Dorfbewohner aus ihren Häusern, und Sie können den Leuten sagen, was passiert ist.«

Gember schlug dem Totengräber auf die Schulter. »Gute Idee, Carlo.«

»Soll ich vorauslaufen?« fragte Cotterill eifrig. »Ich könnte dem Pater inzwischen Bescheid sagen.«

»Okay«, sagte Gember, und Cotterill flitzte davon.

»Er liebt sein Dorf«, stellte Tony Ballard fest.

»Wie wir alle«, bemerkte Gilbert Gember ernst. »Herrgott noch mal, ich wünschte, ich hätte eine gesetzliche Handhabe, Kendall die Suche nach dem Teufelsstein verbieten zu können.«

»Vielleicht finden John Sinclair und ich eine Möglichkeit, ihn doch noch von seinem Vorhaben abzubringen«, sagte Tony Ballard. »Man darf die Hoffnung nicht zu schnell aufgeben.«

»Sie sind ein Optimist.«

Tony lächelte. »Ein unverbesserlicher sogar. Das Schwarzsehen überlasse ich anderen. Wenn Pater Malloy die Dorfbewohner

zusammengeläutet hat, würde ich gern ein paar Worte an sie richten.«
»Selbstverständlich«, sagte Gember. »Was wollen Sie den Leuten sagen?«
»Ich möchte sie vor allem auf die Gefahren hinweisen, die die Jagd nach Madderby und seinen untoten Freunden in sich birgt. Diese Wiedergänger sind kaum zu stoppen. Man kann ihnen nur mit Spezialwaffen beikommen, die die Dorfbewohner jedoch nicht besitzen.«
»Besitzen Sie denn welche?« fragte der Bürgermeister.
Tony lächelte. »Ohne sie wäre ich schon längst unter die Räder gekommen. Es wäre gut, wenn sich Ihre Freunde nur darauf beschränken würden, die Untoten aufzustöbern. Sobald sie den einen oder andern entdeckt haben, erwarte ich eine umgehende Meldung. Dann nehme ich mir den Wiedergänger vor und sorge dafür, dass er seine ewige Ruhe findet.«
Gilbert Gember nickte. »Sagen Sie's den Leuten. Sie werden sich an Ihre Weisungen halten, Mr. Ballard.«
»Dann mal los, Mrs. Gember. Wir haben keine Zeit zu verlieren.«
Als sie den Friedhof verließen, auf dem es vier Gräber gab, die mit einer unvorstellbaren Kraft von innen aufgebrochen worden waren, fing Pater Malloy mit seinem Sturmgeläute an.

***

Ich brachte die nächsten Meilen hinter mich, ohne dass mich die Mächte der Finsternis noch einmal attackierten. Mein Silberkreuz hatte ein kräftiges Lebenszeichen gegeben und sich auf der Gegenseite großen Respekt verschafft.
Der Teufelsstein, an dessen Freilegung Asmodina anscheinend einiges lag, schien mit dieser einen Schlappe vorläufig genug zu haben und war nicht erpicht darauf, sich gleich noch eine zu holen.
Newport tauchte links auf, und kurz danach kam die Abfahrt nach Cardiff. Hier verließ ich die Autobahn und hielt mich nördlich.
Nach zwei Meilen das erste Hinweisschild. Nun konnte ich den Weg nach Chattering nicht mehr verfehlen.
Die Straße schlängelte sich durch Wälder, über Hügelkuppen, durch ein Tal. Sie stieg allmählich an, und schließlich tauchte in der Ferne die Ortstafel von Chattering auf.
Ich war fast am Ziel, musste nur noch einen finsteren Waldstreifen durchfahren. Die letzte Kurve…
Plötzlich zuckte mein Fuß vom Gas zur Bremse.
Da lag etwas auf der Fahrbahn. Etwas oder jemand! Eine Gestalt. Ein Mensch! Ich brachte den Bentley auf kürzeste Distanz zum Stehen und sprang raus. Die Scheinwerfer schienen die Gestalt mit ihren Lichtbündeln festzuhalten.

Hatte es einen Unfall gegeben? Mit anschließender Fahrerflucht? Ich hoffte, noch helfen zu können.

Die Person lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Asphalt. Ich eilte auf sie zu. Als ich mich über sie beugte und sie vorsichtig anfasste, um sie auf den Rücken zu drehen, passierte es.

Eine Finte!

Die Gestalt hatte mich hereingelegt. Ihr fehlte nichts. Sie hatte sich hier nur platziert, damit ich anhielt.

Jetzt wurde sie verdammt lebendig. Mit einem tierhaften Knurren rollte sie herum.

Ich blickte in ein schwarzes, an wenigen Stellen von Fäulnis angefressenes Gesicht und wusste augenblicklich, wen ich vor mir hatte.

Einen der Wiedergänger, die Asmodina aus ihren Gräbern geholt hatte, damit sie das Dorf in Panik versetzten und dafür sorgten, dass Cornell Kendall ungehindert nach dem Teufelsstein suchen konnte.

Die Faust des Untoten traf mich an der Schulter. Der Schlag warf mich zurück.

Mein Gegner war sofort auf den Beinen und griff mich mit hass lodernden Augen an.

Ehe ich das Kreuz gegen ihn einsetzen konnte, das sich wieder unter meinem geschlossenen Hemd befand, rammte er mir die Schulter gegen das Brustbein. Mir blieb, die Luft weg.

Ich drehte mich, ließ den Wiedergänger an mir vorbei und schlug mit der Handkante nach seinem Nacken, aber der Treffer schmerzte nicht ihn, sondern mich, denn der Untote war hart wie Buchenholz.

Er schnellte herum. Ich versuchte ihm ein Bein zu stellen, doch er merkte es, wich aus und hieb mit seinen Fäusten brutal auf mich ein.

Mein Karatetritt traf ihn zwar in der Leibesmitte, aber dadurch kam nicht er zu Fall, sondern ich, denn er fing mein Bein ab, riss es hoch, raubte mir das Gleichgewicht, und ich landete auf dem Rücken.

Dann sprang er. Er wollte mich unter sich begraben. Ich rollte nach rechts. Er erwischte mich trotzdem. Seine Finger krochen zu meinem Hals hoch, sie legten sich um meine Kehle, und dann drückte der Kerl mit einer Kraft zu, die kein Mensch aufbringen konnte.

Mein Gesicht verzerrte sich. Der Schmerz in meiner Kehle war furchtbar. Ich bekam keine Luft. Ich wusste, dass ich das nicht lange aushalten konnte. Deshalb versuchte ich mit allen Mitteln freizukommen.

Doch der Untote hatte mich sicher unter Kontrolle. Ich konnte mich drehen und winden, wie ich wollte, ich konnte hinschlagen, wo ich wollte, es nützte nichts. Der Wiedergänger hing wie ein würgender Parasit an meiner Gurgel und wartete gierig auf mein Leben, das meinen Körper schon bald verlassen musste und das er dann in sich

aufsaugen würde wie ein nimmersatter Schwamm.

Wütend kämpfte ich gegen dieses Ende an. Ich versuchte an meine Beretta zu gelangen. Mit den geweihten Silberkugeln hätte ich den Höllenkretin bestimmt in Stücke schießen können.

Aber er lag mit seinem schweren Oberkörper auf mir, und es war mir nicht möglich, meine Hand zwischen unsere Körper zu schieben. Auch an meinen Silberdolch kam ich nicht ran.

So kann es einem ergehen, wenn man helfen will. Teufel, ich war ausgestiegen, um zu helfen, und das war daraus geworden.

Aber ich wusste, dass ich es trotz dieser schlechten Erfahrung immer wieder tun würde. Ich konnte nicht anders. Vorausgesetzt, ich überlebte diese Attacke des Bösen.

Im Augenblick sah es jedoch nicht danach aus.

Mir drohte schwarz vor den Augen zu werden. Ein letztesmal bäumte ich mich auf.

Ich mobilisierte alle Kraftreserven. Es muss gelingen! hämmerte es in mir. Es muss!

Er darf es nicht schaffen!

Ich legte beide Hände unter sein Kinn und drückte seinen Schädel mit aller Kraft nach oben. Sein Würgegriff lockerte sich. Ich drückte weiter. Er zischte zornig. Ich stemmte ihn von mir. Da schüttelte er wütend den Kopf, meine Hände rutschten von ihm ab, er sank wieder auf mich, und für mich stand fest, daß er mein Leben nun kriegen würde…

***

Es hätte keinen Sinn gehabt, die Leute zu belügen, ihnen falsche Hoffnungen zu machen, deshalb sagte ihnen Gilbert Gember unverblümt die Wahrheit.

Pater Malloys Sturmgeläute hatte sie aus ihren Häusern geholt. Aus allen Richtungen waren sie zur Kirche gekommen, wo der Bürgermeister sie empfing.

Nach seiner kurzen Rede kam Tony Ballard zu Wort, und er sagte den Dorfbewohnern, wie gefährlich es war, ohne eine entsprechende Bewaffnung den Wiedergängern zu nahe zu kommen.

»Deshalb«, so schloss er, »sollten Sie sich lediglich darauf beschränken, die Untoten zu suchen. Sobald Sie sie gefunden haben, lassen Sie es mich wissen. Alles andere erledige dann ich.«

»Nehmt ernst, was Mr. Ballard gesagt hat!« rief Gilbert Gember noch. »Es würde mir leid tun, wenn einer von euch sein Leben verliert. Keiner spielt den Helden, verstanden? Sobald ihr die Wiedergänger entdeckt habt, schlagt ihr Alarm!«

Die Dorfbewohner wurden in Gruppen eingeteilt. Pater Malloy übernahm eine, Carlo Cotterill ebenfalls, und die dritte Gruppe hörte

auf das Kommando des Bürgermeisters. Ihr schloss sich auch Tony Ballard an.

Die Leute bewaffneten sich mit alten Dreschflegeln, Heugabeln und Messern und Äxten. Sie holten Handlampen und Fackeln aus ihren Häusern und gingen auf die Suche nach den gefährlichen Untoten. Weit schwärmten sie aus. Alle Verstecke, die sie kannten, suchten sie auf. Doch vorerst hatten sie mit ihrem Eifer kein Glück.

Die Wiedergänger waren nirgendwo aufzustöbern.

Tony Ballard schaute sich um. Am gegenüberliegenden Berghang tanzten die Lichter eines Suchtrupps. Der Privatdetektiv hoffte, dass sich die Untoten nicht getrennt hatten, sondern beisammen geblieben waren, denn dann waren sie leichter zu vernichten.

Gilbert Gember ging neben ihm. »Woran denken Sie, Mr. Ballard?« fragte er.

»Daran, dass wir es schwer haben würden, mit den Wiedergängern aufzuräumen, wenn sie getrennte Wege eingeschlagen haben, denn dann müssten wir jeden einzelnen erst einmal finden, ehe ich mich um ihn kümmern könnte.«

»Glauben Sie, dass Sie mit diesen Untoten fertig werden?«

Tony lächelte jungenhaft. »Ich bin gut ausgerüstet, Mr. Gember. Allein mit meinem magischen Ring kann ich den Wiedergängern arg zusetzen. Hinzu kommen ein Colt Diamondback, der mit geweihten Silberkugeln geladen ist, ein magischer Flammenwerfer, den man für ein harmloses Feuerzeug halten könnte, und ein Dämonendiskus, der viel zerstörerische Kraft in sich birgt.«

Gember seufzte. »Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel, dass ich trotzdem Angst habe, Mr. Ballard. Nicht so sehr um mich als um unser Dorf. Ich möchte nicht, dass es in die Gewalt des Bösen gerät.«

»Das wird es nicht, dafür werden John Sinclair und ich sorgen«, sagte Tony Ballard zuversichtlich.

Die Dorfbewohner hatten eine Kette gebildet. Jedes Stück Boden nahmen sie unter die Lupe. Es entging ihnen nichts. Wenn sich die Wiedergänger hier irgendwo verbargen, würde man sie finden.

Sie gelangten in den Wald und strebten der Straße zu. Tony Ballard vernahm das Brummen eines Automotors, und dann stachen die Lichtfinger von zwei Scheinwerfern zwischen den Bäumen hindurch, wischten über die Köpfe der Leute, tasteten sich durch die letzte Kurve vor dem Dorf.

Plötzlich hielt das Fahrzeug an.

Tony Ballard stutzte sofort. Aus welchem Grund hatte der Fahrer seinen Wagen gestoppt? Lag ein Hindernis auf der Straße? Hatten die Wiedergänger dort eine Barrikade errichtet, damit niemand ins Dorf gelangen konnte?

Der Privatdetektiv blickte auf seine Digitaluhr. Er drückte auf den

kleine Knopf, der die LCD-Anzeige beleuchtete, und stellte fest, dass seit seinem Telefonat mit John Sinclair mehr als zwei Stunden vergangen waren.

»Zeitmäßig könnte es hinkommen«, sagte er.

»Was?« fragte Gilbert Gember.

»Dass der Wagen dort ein Bentley ist«, sagte Tony Ballard. »Und zwar der Bentley von John Sinclair!«

Der Detektiv beschleunigte seinen Schritt. John Sinclair war bestimmt nicht ohne Grund stehen geblieben. Irgend etwas konnte da nicht in Ordnung sein.

Der Bürgermeister hielt mit Tony Ballard Schritt. »Warum fährt Sinclair nicht ins Dorf? Glauben Sie, er hat wegen des Scheins unserer Fackeln und Handlampen angehalten?«

»Ich hoffe, daß das der Grund ist«, sagte Tony Ballard mit finsterer Miene. Er löste sich aus der Kette des Suchtrupps. Der Bürgermeister wollte ihm folgen, doch er riet ihm: »Bleiben Sie etwas zurück, Mr. Gember. Wir wissen nicht, was auf der Straße los ist.«

»Liebe Güte, Sie befürchten doch nicht…«

»Wenn man in diesen Situationen mit dem schlimmsten rechnet, kann man nicht überrascht werden«, gab Tony Ballard zurück und lief voraus.

Er eilte auf die Straße zu, stolperte über Baumwurzeln, verlor das Gleichgewicht, stieß gegen Baumstämme, blieb aber auf den Beinen.

Zehn Schritte noch bis zur Straße. Sein Herz schlug schneller, als er erkannte, daß es sich bei dem auf der Fahrbahn stehenden Wagen tatsächlich um einen silbermetallicfarbenen Bentley handelte.

Zufall? Bestimmt nicht. Der Mann, dem dieses Fahrzeug gehörte, war mit Sicherheit John Sinclair.

Weshalb hatte er den Wagen verlassen? Tony Ballard erhielt die Antwort darauf wenige Sekunden später. Seine Kopfhaut spannte sich. Er sah zwei Gestalten. Auf der Straße. Angestrahlt von den Scheinwerfern des Bentley. Und sie trugen einen verbissenen Kampf auf Leben und Tod aus.

Doch nicht John Sinclair war obenauf, sondern ein ekelerregendes schwarzes Wesen. Einer der vier gesuchten Untoten!

Tony Ballard übersprang mit einem kraftvollen Satz den Straßengraben, um dem Geisterjäger zu Hilfe zu kommen.

***

Diesmal geht es schief! hallte es in meinem Kopf, während mein Widerstand erlahmte. Drei Angriffe des Bösen an einem einzigen Abend. Einmal in meinem Büro - das war noch verhältnismäßig harmlos gewesen. Dann auf der Autobahn das hatte mich schon mehr genervt. Und nun diese Attacke, die die gefährlichste war…

Der Druck der schwarzen Totenhände war mörderisch. Vor meinen Augen tauchten düstere Schatten auf. Verbissen setzte ich mich zur Wehr. Ich wollte nicht aufgeben, konnte mir aber doch nicht vorstellen, dass sich das Blatt für mich noch wenden würde.

Da fegte plötzlich jemand heran. Ein Mann. Das Scheinwerferlicht fiel auf ein mir bekanntes Gesicht.

Es war Tony Ballard!

Er griff ein, schlug mit dem magischen Ring zu, traf damit den Schädel des Wiedergängers, und sofort standen meine Chancen wieder wesentlich besser.

Der Untote bäumte sich auf, als wäre der Strom einer Hochspannungsleitung durch seinen Körper gerast. Er riss sein Maul auf und stieß einen Schrei aus, der mir durch Mark und Bein ging.

Seine Hände umklammerten nicht mehr länger meinen Hals. Die tobenden Schmerzen ließen nach, und ich bekam endlich wieder Luft. Was für ein großes Geschenk für meine Lungen.

Während ich mich sammelte, schnellte der Wiedergänger herum. Er stürzte sich voller Hass auf Tony Ballard, versuchte, ihn mit seinen harten Fäusten niederzuknüppeln, aber der Detektiv wusste sich immer wieder geschickt und blitzschnell in Sicherheit zu bringen.

Wie ein Boxer im Ring, so tänzelte Tony Ballard auf der Straße. Und er konterte, sobald sein scharfes Auge eine Möglichkeit dafür erblickte.

Jetzt kam eine Gerade. Ansatzlos aus der Schulter geschlagen. Tonys Faust landete mitten im abstoßenden Gesicht des Untoten. Die Kraft des magischen Rings schleuderte den Wiedergänger neben mir zu Boden.

Das Höllenwesen rollte ab und kämpfte sich angeschlagen wieder hoch. Ich spürte mich endlich wieder kräftig genug, um mich in das Geschehen einzuschalten, sprang auf und wollte mich auf den Untoten stürzen, doch Tony schrie: »Las ihn, John!«

Ich sah etwas in seiner Hand blitzen. Ein Feuerzeug. Der Wiedergänger wuchtete sich dem Detektiv entgegen. Da traf ihn eine meterlange weißmagische Flamme.

Das Feuer aus Tony Ballards Mini-Flammenwerfer stoppte den Untoten. Die Lohe stieß gegen den schwarzen Körper und fächerte auseinander. Um die Leibesmitte der Kreatur des Bösen bildete sich ein brennender Ring, der sich zusammenzog und sich in den Körper des Untoten hineinfraß.

Das schwarze Wesen brüllte wie auf der Folterbank. Es schlug unkontrolliert um sich. Es drehte sich im Kreis. Es torkelte. Immer tiefer wühlten sich die Flammen in seinen Leib. Sie sägten ihn förmlich auseinander.

Rauch quoll aus Ohren, Mund und Nase, und in der nächsten

Sekunde brach der Wiedergänger in der Mitte auseinander. Die beiden Körperhälften fielen auf den Asphalt und lösten sich noch in derselben Sekunde auf. Nichts blieb von dem Schrecklichen übrig.

Ich schaffte schon wieder ein Lächeln, als ich auf Tony Ballard zutrat und ihm die Hand reichte. »Jetzt ist mir klar, wozu auch ein Nichtraucher wie du ein Feuerzeug braucht«, sagte ich. Meine Stimme klang mir selbst fremd. Mit meinen Stimmbändern war etwas nicht in Ordnung.

»Bist du okay, John?« fragte der Detektiv.

»Ich komme langsam wieder in Form«, erwiderte ich. »Danke für den Beistand.«

Tony winkte ab. »War doch selbstverständlich. Freut mich, dass ich noch rechtzeitig eingreifen konnte.«

Lichter tanzten durch den Wald und näherten sich der Straße. Wenig später tauchte eine Menschenkette auf.

»Wir suchen Professor Francis Madderby und seine Freunde«, erklärte Tony Ballard. »Das ganze Dorf ist auf den Beinen.« Er wies auf einen Mann, der mit sorgenvoller Miene zu uns gekommen war. »Dies ist Mr. Gilbert Gember, der Bürgermeister von Chattering. Mr. Gember, das ist Oberinspektor John Sinclair von Scotland Yard.«

Wir reichten uns die Hand.

»Willkommen in Chattering«, sagte Gember. »Sie haben ja schon erlebt, was hier los ist, Mr. Sinclair. Wenn Sie und Mr. Ballard diese Sache nicht in den Griff kriegen, ist Chattering verloren.«

Ich berichtete Tony Ballard, was für einen Einstieg ich in diesen Fall schon vor seinem Anruf gehabt hatte und was sich dann auf der Autobahn ereignete. Wie es danach weitergegangen war, hatte er nun selbst miterlebt.

Seine Augenbrauen zogen sich zusammen, und er brummte grimmig: »Es gibt zwar einen Wiedergänger weniger, aber es sind immer noch drei übrig, und wir wissen nicht, wo sie stecken.«

***

Pater Malloy war eine Art Don-Camillo-Typ. Wenn es sein musste, predigte er nicht nur mit dem Mund, sondern auch mit den Fäusten, und auf diese Weise hatte er schon so manchen reuigen Sünder bekehrt. Er hatte eine ausgeprägte »Handschrift«, und er war stark wie ein Stier.

Die Güte in Person, wenn es darum ging, einem Schäfchen seiner Gemeinde zu helfen. Das strafende Gericht Gottes aber, wenn einer es wagte, den lauteren Pfad der Tugend zu verlassen.

Der Trupp, den er anführte, durchkämmte das Gebiet nördlich des Dorfes. Der Pfarrer war mit einem dicken Eichenknüppel bewaffnet, und er brannte darauf, diesen gegen die Feinde von Chattering

einzusetzen.

Die lange Menschenkette schritt über die große Weide, die sanft zu einem murmelnden Bach abfiel.

»Haltet die Augen offen!« verlangte Pater Malloy von seinen Leuten. »Und seid auf der Hut! Wir werden Chattering sauber halten, das verspreche ich euch. Mit Gottes Hilfe wird es uns gelingen, diese Wiedergänger zu finden und zur Hölle zu schicken! Der Herr ist mit uns! Ich weiß es! Er wird seine Hand schützend über unser Dorf halten und uns nicht im Stich lassen!«

Plötzlich ein Schrei!

»Pater Malloy! Pater Malloy!« Das kam von der linken Flanke. Alle wandten sich sofort dorthin. Im Schein der Lampen und der Fackeln war eine schwarze Gestalt zu erkennen.

Sie hatte sich in einer Mulde versteckt, war nun herausgesprungen und lief auf den Bach zu.

»Hinterher!« schrie der Priester. »Lasst ihn nicht entkommen!« Er selbst rannte am schnellsten von allen.

Der Wiedergänger übersprang den Bach mit einem weiten Satz.

»Das kann ich auch!« knurrte Pater Malloy, und als er den Bach erreicht hatte, bewies er es.

Der Untote kletterte auf allen vieren die Böschung hoch. Sie war steil. Er rutschte mehrmals ab, hielt sich an den Zweigen von Büschen fest, erreichte das erdige Ende des Hanges und lief auf eine alte Bretterscheune zu.

Die Lichterkette, die ihm folgte, bildete einen Halbkreis. Der Wiedergänger zog sich in die Scheune zurück.

Pater Malloy war der erste, der die windschiefe Bretterbude erreichte. Das Tor war offen. Wie ein riesiges schwarzes Maul sah es aus, das bereit war, alles zu verschlingen.

Die Dorfbewohner vervollständigten den Kreis. Pater Malloy packte seinen Eichenknüppel fester. »Bleibt, wo ihr seid!« rief er den Leuten zu. »Geht nicht zu nahe an die Scheune heran, es kann gefährlich sein.«

Aber er selbst hielt sich nicht an diese Worte. Als er sich langsam in Bewegung setzte, stieß Robin Fossey, der Mann, dem die Scheune gehörte, erschrocken hervor:

»Um Himmels willen, Pater Malloy, was haben Sie vor?«

»Ich werde mir den Burschen vorknöpfen!«

»Aber Mr. Ballard hat gesagt…«

»Das gilt nicht für mich. Ich bin ein Mann Gottes. Der Herr wird mich vor dieser Kreatur der Hölle beschützen.«

»Und wenn der Herr gerade etwas anderes zu tun hat?«

Der Priester blickte Robin Fossey durchdringend an. »Ich dachte, ich hätte dir beigebracht, niemals an der Allmacht des Herrn zu zweifeln.«

»Ich zweifle ja nicht… Ich bin nur vorsichtig, und das sollten Sie auch sein, Pater. Wir möchten Sie nicht verlieren.«

»Keine Sorge, das werdet ihr nicht. Ich weiß, dass ihr ohne meine strenge Hand nicht auskommt, deshalb werde ich euch erhalten bleiben.«

»Wollen Sie nicht doch lieber den Experten…«

»Dieser Untote ist ein Teil des Bösen, ein Wesen des Teufels. Ist ein Mann der Kirche da nicht auch ein Experte?«

»Ballard hat Waffen…«

»Ich habe diesen Knüppel, und die Unterstützung Gottes.«

»Hoffentlich.«

»Bestimmt«, sagte Pater Malloy, und einige Männer bekreuzigten sich, als er seinen Weg zur Scheune fortsetzte.

Er erreichte das offene Tor, blieb stehen, blickte sich um. Ein Lichterkranz umgab ihn. Treue Seelen waren diese Menschen. Es lohnte sich, das Leben für sie zu riskieren.

Der Priester hob den Knüppel und betrat die Scheune. Stille und Dunkelheit hüllten ihn ein. Nach wenigen Schritten blieb der Pater stehen.

»Im Namen Gottes, tritt hervor, du Satan!« sagte er mit fester Stimme. »Stelle dich zum Kampf!«

Irgendwo in der Dunkelheit regte sich etwas. Pater Malloy war sofort gewarnt. Er wandte sich in die Richtung, aus der das verräterische Geräusch an sein Ohr gedrungen war. Seine Züge sahen in diesem Moment aus, als wären sie aus Granit gemeißelt.

»Komm her!« verlangte er. »Ich habe keine Angst vor dir! Ich werde meinen Knüppel auf deinem Rücken tanzen lassen!«

Er merkte, wie der Untote ihm sich näherte. Sehen konnte er den Wiedergänger noch nicht, aber er fühlte, dass ihm der teuflische Gegner ganz nahe war.

Und dann erfolgte der Angriff!

Knurrend sprang der schwarze Bursche aus der Finsternis. Pater Malloy hatte damit gerechnet. Er hielt den Eichenknüppel mit beiden Händen und schlug damit kraftvoll zu. Waagrecht surrte das Holz durch die Luft.

Es traf den Schädel des Unheimlichen, und die Wucht des Schlages war selbst ihm zuviel. Der Untote taumelte zurück und fiel.

Pater Malloy setzte sofort nach. Er legte die ganze Verachtung, die er dem Bösen entgegenbrachte, in seine Schläge.

Der Knüppel tanzte tatsächlich auf dem Wiedergänger. Aber genau genommen vermochte der Priester damit nichts zu erreichen. Erschlagen konnte er den Schrecklichen nicht, denn er war ja schon tot. Und auch auf eine andere Art konnte er den Untoten nicht vernichten. Er vergeudete lediglich seine Kraft an den Wiedergänger,

und er verschwendete kostbare Zeit.
Dessen wurde sich Pater Malloy aber erst bewusst, als er atemlos aufhörte, auf den schwarzen Kerl einzudreschen.
Kaum hatte der Priester den Knüppel abgesetzt, da stand der Untote auf, ohne die geringste Wirkung zu zeigen.
Und nun wurde die Situation für Pater Malloy kritisch. Er hatte sich verausgabt. Er war kraftlos geworden, während der Wiedergänger nach wie vor über die Kräfte der Hölle verfügte.
Das schwarze Wesen griff erneut an. Pater Malloy wich zurück. Er hatte Mühe, sich den Untoten vom Leib zu halten.
Als er sich dazu aufraffte, wieder mit dem Knüppel zuzuschlagen, fing der Wiedergänger das Holz ab und riss es dem Priester aus den Händen. Danach traf Malloy ein Faustschlag, der ihn gegen die raue Bretterwand warf. Er spürte den süßlichen Geschmack von Blut in seinem Mund und erkannte in diesem Augenblick seine Chancenlosigkeit.
Was nun kommen musste, war ein reines Rückzugsgefecht.
Der Untote packte den Pfarrer. Malloy riss sich los. Dabei ging seine Jacke in Fetzen. Er stieß die Arme des Unheimlichen beiseite und lief zum Tor zurück. Doch der Wiedergänger wollte den Mann Gottes nicht entkommen lassen.
Er hechtete nach Pater Malloys Beinen und brachte ihn zu Fall. Der Priester schlug lang hin. Er war einen Augenblick benommen. Das nützte der Untote sofort aus. Er zog Malloy vom Tor zurück.
Der erschöpfte Pater kämpfte verzweifelt um sein Leben. Es gelang ihm, sich vom harten Griff des Schrecklichen zu befreien. Er wälzte sich zur Seite und sprang auf die Beine, und diesmal schaffte es das Höllenwesen nicht, ihn am verlassen der Scheune zu hindern.
Aber der Wiedergänger wollte ihn zurückholen. Fauchend jagte er hinter dem Priester her. Als die Dorfbewohner das sahen, griffen sie mit ihren Fackeln ein, und es gelang ihnen, den Untoten zurückzutreiben.
Zwei Männer stützten den ausgepumpten Priester.
Robin Fossey, der Besitzer der Scheune, hatte gesehen, wie der Wiedergänger vor den Fackeln zurückgewichen war.
»Vielleicht kann man ihn mit Feuer vernichten!« schrie er. »Los, Leute! Setzt die Scheune in Brand! Ich opfere sie - für unser Dorf!«
Von allen Seiten näherten sich die Fackelträger daraufhin der Scheune. Die Flammen leckten über das trockene Holz. Im Nu brannten die Wände wie Zunder.
Der Untote brüllte und tobte. Manchmal war seine schwarze Gestalt im roten Schein des Feuers zu erkennen. Er hieb um sich und stieß schaurige Laute aus, während die Flammen die Scheune immer mehr auffraßen.

Prasselnd streckten sich die Feuerarme zum Himmel empor. Ein Funkenregen schwirrte durch die Luft, als das Scheunendach herabstürzte und den Untoten unter sich begrub.

Aber der Unheimliche kämpfte sich aus den brennenden Trümmern wieder heraus, und er schrie seine Wut mit donnernder Stimme in die Nacht.

»Auch das nützt nichts«, stellte Pater Malloy überwältigt fest. »Er widersteht sogar dem Feuer. Du hast deine Scheune umsonst geopfert, Fossey. Aber er wird dennoch zur Hölle fahren!«

»Ich alarmiere Tony Ballard!« sagte jemand.

»Das hätten wir schon lange tun sollen«, sagte ein anderer.

»Weihwasser!« rief Pater Malloy kampflustig aus. »Mit geweihtem Wasser können wir diesen schwarzen Teufel vernichten.«

»Ich hole welches!« machte sich sofort einer der Männer erbötig.

Pater Malloy nickte. »Aber beeile dich.«

»Bring, soviel du tragen kannst!« sagte Robin Fossey. Der Mann rannte zum Dorf zurück.

Mittlerweile zerstörte der Brand nach und nach die gesamte Scheune. Der Wiedergänger stand inmitten der Flammen. Er schien sich daran gewöhnt zu haben, brüllte nicht mehr, tobte nicht mehr, stand reglos im Feuer und traf keinerlei Anstalten, es zu verlassen.

»Hoffentlich kommt Jack bald mit dem Weihwasser!« sagte Fossey aufgeregt.

»Wenn es dem Höllenbastard nämlich einfällt, die Scheune zu verlassen, haben wir keine Möglichkeit, ihn daran zu hindern.«

»Wir würden ihm folgen. Wohin er auch ginge, wir würden ihm auf den Fersen bleiben«, sagte Pater Malloy grimmig. Er stand noch unter dem Eindruck des Erlebten, und er war ein wenig enttäuscht von seinem Herrn, der ihn im Kampf gegen den Untoten nicht so unterstützt hatte, wie er es erwartet hatte.

Der Wiedergänger fing eine umstürzende Holzwand ab und warf sie zur Seite.

Und dann setzte er sich in Bewegung!

»Mein Gott, er kommt!« stieß Robin Fossey erschrocken hervor.

»Was sollen wir tun?« fragte der Mann neben Fossey.

»Wir lassen uns auf nichts mehr ein!« sagte Pater Malloy. »Weicht zurück. Geht ihm aus dem Weg. Haltet euch auf Distanz, damit er euch nichts anhaben kann. Jack muss mit dem Weihwasser in wenigen Augenblicken hier sein. Er läuft schneller als jeder andere im Dorf, das wisst ihr.«

Der Untote trat unversehrt aus den Flammen. Die Männer wichen furchtvoll vor ihm zurück. Fossey nagte nervös an seiner Lippe. Er drehte fortwährend den Kopf. Mal blickte er zum schwarzen Teufel, mal in die Richtung, aus der Jack mit dem Weihwasser kommen

musste.

Da tauchte er schon auf!

Er trug eine Kanne. Auf dem Weg von der Kirche hierher hatte er fast die Hälfte des Weihwassers verschüttet, aber es war noch genug davon in dem weißen Emaillekrug.

Pater Malloy eilte ihm entgegen. Jack keuchte heftig. Der Priester nahm ihm den Krug ab. »Danke, Jack!« sagte er. Seine Züge verkanteten.

Er wandte sich um und betrat den Kreis, in dem sich die brennende Scheune und der Wiedergänger befanden.

Das schwarze Wesen wandte sich ihm sofort zu. Es nahm eine drohende Haltung an, während Pater Malloy mit festem Schritt auf ihn zuging.

Die Männer hielten den Atem an. Würde es dem Priester gelingen, dieses Scheusal zu vernichten? War im Weihwasser genügend Kraft, um die Macht der Hölle zu brechen?

Ein grausames Grinsen zuckte über das abstoßende Gesicht des Untoten. Zwei Yards vor ihm blieb Pater Malloy stehen.

Der Wiedergänger duckte sich schon zum Sprung, doch der Priester wartete den Angriff nicht ab. Er holte aus und schleuderte dem Schrecklichen das geweihte Wasser mitten ins Gesicht.

Die Wirkung war frappierend.

Der Untote stieß einen markerschütternden Schrei aus. Grauer Dampf hüllte seinen Schädel ein. Das Weihwasser wirkte auf ihn wie auf einen Menschen Schwefelsäure.

Es brannte ihm Löcher ins schwarze Fleisch, es fraß seinen Schädel auf, auch den Knochen. Kopflos torkelte der Wiedergänger an Pater Malloy vorbei, und als er zusammenbrach und zu Staub zerfiel, stießen die Männer einen vielstimmigen Jubelschrei aus, der ihnen allen vom Herzen kam.

»Ich wusste, dass das Gute stärker ist als das Böse!« sagte Pater Malloy, während ihm seine Männer begeistert auf die Schultern schlugen.

***

Mein Hals schmerzte, aber das war auszuhalten. Rote Würgemale brannten auf meiner Haut. Ich schenkte ihnen keine Beachtung.

»Habt ihr was dagegen, wenn ich mich euch anschließe?« fragte ich.

»Und was wird aus deinem Bentley?« fragte Tony Ballard zurück. »Hier kannst du ihn nicht stehen lassen.«

»Einer der Männer könnte ihn ins Dorf bringen«, sagte der Bürgermeister.

Ich winkte ab. »Es genügt, wenn ich ihn vorläufig am Straßenrand abstelle. Ich kann ihn später immer noch ins Dorf holen.«

Die Männer, die uns umringten, machten mir Platz. Sie wichen zurück, und ich sah in vielen Gesichtern die Hoffnung, die sie in mich setzten. Ich wollte alles in meiner Macht Stehende tun, um sie nicht zu enttäuschen.

Rasch setzte ich mich in meinen Wagen, löste die Handbremse, legte den ersten Gang ein und fuhr links ran. Ich stellte den Bentley so ab, dass er kein Verkehrshindernis mehr darstellte, schaltete die Scheinwerfer ab, stieg aus und ließ die Tür zuschwappen.

Tony kam zu mir.

»Es kann losgehen«, sagte ich.

»Wie fühlst du dich?«

»Wie wenn ich mit einem Bären gekämpft hätte«, sagte ich lächelnd. »Keine Sorge. Beim nächstenmal lasse ich mich nicht mehr überrumpeln.«

»Ich wollte, wir hätten die Untoten schon erledigt und könnten uns um Cornell Kendall kümmern«, sagte Tony.

»Damit wir das nicht so schnell können, hat Asmodina die Wiedergänger ja aus den Gräbern geholt.«

»Ich hasse dieses Weib.«

Ich grinste. »Ich auch, und ich bin sicher, dass es mir gelingen wird, ihr eines Tages das Handwerk zu legen.«

»Das wird einer deiner schwersten Jobs werden, John.«

»Dessen bin ich mir bewusst«, sagte ich. »Aber ich werde mich nicht scheuen, ihn in Angriff zu nehmen, sobald sich mir die Gelegenheit bietet.«

»Feuer!« schrie plötzlich einer der Männer. »Hinter dem Dorf! Robin Fosseys Scheune brennt!«

»Vielleicht haben Pater Malloy und seine Leute einen Untoten gestellt«, sagte Gilbert Gember aufgeregt.

»Nichts wie hin«, sagte ich, und die ganze Truppe setzte sich in Marsch.

***

Während Pater Malloy und der Bürgermeister die weitere Umgebung des Dorfes durchkämmten, nahm sich Carlo Cotterill mit seinen Männern die nähere Umgebung sowie das Dorf selbst vor, denn auch hier konnten sich die Wiedergänger versteckt haben.

»Was für eine Nacht«, sagte Cotterill kopfschüttelnd. »Seit ich diese gehörnte rothaarige Frau gesehen habe, habe ich keine ruhige Minute mehr. Eine Angst, wie ich sie noch nie verspürt habe, wühlte sich durch meine Eingeweide. Scheußlich ist das.«

»Uns geht es allen so«, sagte der Mann, der neben Cotterill ging. »Auch wir haben Angst.«

»Das glaube ich dir gern. Aber ihr habt nicht erlebt, was ich erlebt

habe. Als diese schwarze Hand aus dem Grab nach mir griff, glaubte ich, mich würde der Schlag treffen.«

»Mich hätte er wirklich getroffen«, sagte der Mann neben Cotterill ehrlich.

»Friedhöfe sind mir immer schon unheimlich gewesen.«

»Normalerweise brauchst du die Toten nicht zu fürchten. Sie liegen in ihren Gräbern und ruhen sich von den Strapazen des Lebens aus. Friedlicher als die kann kein Lebender sein…« Carlo Cotterill unterbrach sich. »He. Moment mal.«

»Was ist?«

»Kein Licht im Haus des Bürgermeisters.«

»Er ist ja nicht daheim.«

»Aber Linda Henderson müsste da sein«, sagte Carlo Cotterill.

Das Haus des Bürgermeisters stand etwas abseits. Cotterill dirigierte die Suchmannschaft dorthin. Ein eigenartiges Gefühl beschlich ihn. Dass er einen sechsten Sinn hatte, war ihm nicht bekannt. Aber dieser Sinn meldete sich in diesem Augenblick und sagte ihm, dass in Gilbert Gembers Haus irgend etwas nicht in Ordnung war.

Cotterill stellte plötzlich fest, dass eines der Fenster kaputt war.

»Da hat jemand die Scheibe eingeschlagen!« sagte er beunruhigt.

»Ich weiß, an wen du denkst«, sagte der Mann neben ihm.

»Denkst du etwa an jemand anders?«

»Leider nein. Sieh nur. Die Haustür ist auch offen.«

»Lieber Himmel, jetzt mache ich mir ernsthaft Sorgen um Mrs. Henderson«, sagte Carlo Cotterill.

Die Suchmannschaft erreichte das Haus. Die Männer sprachen aufgeregt miteinander, aber es fiel kein lautes Wort. Man murmelte nur.

»Was nun?« fragte Cotterills Begleiter. »Alarmieren wir den Bürgermeister und Tony Ballard?«

»Erst mal nachsehen, was passiert ist«, entschied der Totengräber.

Sein Gesprächspartner riss erschrocken die Augen auf. »Mach keinen Quatsch, Carlo. Willst du da wirklich hineingehen?«

»Kannst du mir sagen, wie wir sonst erfahren, was da drinnen los ist?«

»Ich rate dir, lieber draußen zu bleiben.«

»Vielleicht ist was mit Mrs. Henderson. Vielleicht braucht sie Hilfe.«

»Vielleicht ist Madderby da drinnen.«

»Das wird sich herausstellen«, sagte Cotterill. »Kommst du mit?«

Der Mann machte ein saures Gesicht. »Muss ich wohl, wenn ich nicht will, dass du mich für einen Feigling hältst.«

Cotterill sagte den andern Leuten, was er vorhatte. Dann begab er sich mit seinem Begleiter in das Haus des Bürgermeisters.

»Unheimlich«, flüsterte der Freund des Friedhofs Wärters. »Diese

Stille ist mir unheimlich.«
Cotterill wusste, wo sich der Lichtschalter befand. Er kippte ihn, aber es blieb finster. »Na so was«, sagte er.
»Vielleicht ein Kurzschluss.«
Carlo Cotterill rümpfte die Nase. Die offene Eingangstür und das eingeschlagene Fenster passten nicht zu einem ganz gewöhnlichen Kurzschluss. Seiner Meinung nach hatte jemand anders daran gedreht, dass hier kein Licht mehr brannte: Francis Madderby!
Sie gingen den Flur entlang. Ihre Augen gewöhnten sich rasch an die Dunkelheit.
Sie stellten fest, dass die Wohnzimmertür mit Gewalt aufgebrochen worden war, und ihnen war beiden mit erschreckender Deutlichkeit klar, was das zu bedeuten hatte.
Cotterills Freund schauderte. »Ich denke, wir haben genug gesehen, Carlo.«
»Wir wissen noch nicht, was mit Mrs. Henderson ist.«
»Hör mal, vielleicht ist Madderby noch im Haus. Vielleicht ist er nicht allein. Ich habe verdammt keine Lust, ihm zu begegnen.«
»Ich auch nicht, aber irgend etwas muss doch geschehen«, sagte Cotterill.
Er betrat das Wohnzimmer. Ihm war noch nie so unheimlich zumute gewesen. Vor seinem geistigen Auge liefen noch einmal die mysteriösen, schaurigen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit ab.
Die gehörnte Frau auf dem Friedhof. Francis Madderbys Hand, die plötzlich aus dem Grab gekommen war und ihn gepackt hatte…
Er befürchtete, dass er hier ein ähnlich schreckliches Abenteuer erleben würde, deshalb kostete es ihn einige Überwindung, der Versuchung nicht nachzugeben und das Haus des Bürgermeisters wieder zu verlassen.
Nach zwei Schritten entdeckte Cotterill etwas auf dem Boden. Es schimmerte. Der Totengräber ging darauf zu und hob es auf.
»Mrs. Hendersons Brille«, flüsterte er.
»Die arme Frau«, sagte sein Freund erschüttert. »Ich bin davon überzeugt, sie lebt nicht mehr.«
»Sprich ihr nicht das Leben ab.«
»Hör doch auf. Du weißt ebenso gut wie ich, dass Linda Henderson tot ist.«
Cotterill machte den nächsten Schritt und blieb dann abrupt stehen, denn hinter der Sitzbank ragten die Beine der Haushälterin hervor.
»Großer Gott«, sagte er erschüttert.
»Hab' ich's nicht gesagt?«
»Vielleicht ist sie nur bewusstlos.«
»Denkst du, damit hat sich Francis Madderby begnügt? Der hat sie getötet!«

Cotterill schluckte. Er ließ sich auf keine weitere Diskussion ein, eilte zu Linda Henderson, sank neben ihr auf die Knie und tastete nach ihrem Puls, doch er fühlte sofort, als seine Finger sie berührten, dass er eine Tote anfasste.

»Da ist nichts mehr zu tun.«

»Wusste ich doch. Lass uns abhauen, Carlo. Hier drinnen ist es zu gefährlich!«

Cotterill erhob sich. Im selben Moment vernahmen die beiden Männer in der Dunkelheit ein Geräusch. Sie wurden davon regelrecht herumgerissen. Beide blickten in dieselbe Richtung.

Dort, im undurchdringlichen Schwarz des Raumes, bewegte sich jemand. Cotterill und sein Begleiter vernahmen schleifende Schritte.

Und dann sahen sie Professor Francis Madderby und seinen Freund. Ihre schwarzen Fratzen waren zu einem dämonischen Grinsen verzerrt.

Wie milchweiße Lämpchen fingen ihre Augen zu leuchten an. Sie näherten sich den beiden Männern mit langsamen, schleppenden Schritten.

»Raus!« sagte Cotterills Freund gehetzt. »Mensch, Carlo, wir müssen verschwinden, sonst bringen diese Teufel auch uns um.«

Cotterill starrte die Höllenwesen hasserfüllt an. In fieberhafter Eile überlegte er, ob er eine Möglichkeit hatte, mit diesen schrecklichen Kerlen fertig zu werden.

Sie hatten Mrs. Henderson umgebracht. Eine herzensgute Frau. Cotterill hätte diesen schwarzen Bastarden das gern heimgezahlt, aber wie hätte er das anstellen sollen?

»Raus, Carlo! Komm!« drängte sein Freund.

Die Unheimlichen waren schon bis auf zwei Yards an ihn heran. Er hatte die Hände geballt und hätte sich ihnen am liebsten entgegen geworfen, doch dann siegte die Vernunft.

Er begriff, dass er gegen diese Teufel keine Chance gehabt hätte. Er sah ein, dass es keinen Sinn hatte, sein Leben in einer aussichtslosen Situation aufs Spiel zu setzen.

Als sein Freund ihn an der Schulter packte und mit sich zog, widerstrebte er diesem Zug nicht, denn seine Vernunft hatte gesiegt.

Sie liefen davon, ohne sich wie Feiglinge vorzukommen. Der Mensch muss seine Grenzen kennen. Wer sie kennt und sie dennoch überschreitet, der ist kein Held, sondern ein Dummkopf.

Keuchend verließen sie das Haus des Bürgermeisters. Sie wurden von ihrem Suchtrupp empfangen.

»Was ist los?« fragte einer.

»Wie sieht's drinnen aus?« fragte ein anderer.

»Habt ihr was entdeckt…?«

Jeder fragte. Cotterill atmete mehrmals kräftig durch, blickte zurück

zur offenen Haustür und sagte grimmig: »Madderby ist da drin. Mit einem zweiten Satansbraten. Die beiden haben Linda Henderson umgebracht. Gott sei ihrer armen Seele gnädig.«

»Ballard muss her!« rief jemand.

Carlo Cotterill blickte den betreffenden Mann an, nickte und sagte: »Hol ihn, George.«

Der angesprochene Mann ließ sich das nicht zweimal sagen. Er machte hastig auf den Hacken kehrt und lief fort.

***

Wir mussten durch das Dorf, wenn wir die brennende Scheune Robin Fosseys auf dem kürzesten Weg erreichen wollten. Mir taten die Menschen leid, die hier wohnten. Einfache, genügsame Leute waren es, die keine hohen Ansprüche an das Leben stellten, die nichts weiter als in Frieden leben wollten. Aber gerade das vermiesten ihnen Asmodina und Cornell Kendall.

Ich hoffte, Kendall bald kennen zu lernen. Doch zuerst mussten wir uns um die Wiedergänger zu kümmern, die die Tochter des Teufels zwischen ihn und uns gestellt hatte.

Das Gesetz bot auch mir keine Möglichkeit, Kendall am Suchen nach dem Teufelsstein zu hindern, ich war aber davon überzeugt, dass ich ihn irgendwie davon abbringen konnte.

Er durfte dieses kleine Dorf nicht ins Unglück stürzen. Wenn das Bergwerk auch ihm gehörte, dazu hatte er trotzdem kein Recht.

Asmodina, dieses Miststück aus der Hölle! Immer neue Register des Bösen, des Grauens, der abgrundtiefen Gemeinheit wusste sie zu ziehen. Geschickt fädelte sie die Dinge ein, ohne ihren Gegnern eine Handhabe zu geben, sie packen zu können.

Aber eines Tages - eines Tages, das schwor ich mir! - würde ich sie erwischen und sie für all das bestrafen, was sie inszeniert hatte!

Ich schritt zwischen Gilbert Gember und Tony Ballard die sanft ansteigende Straße entlang. Der gesamte Suchtrupp bewegte sich auf die ersten Häuser von Chattering zu.

Doch wir sollten nicht zu Robin Fosseys Scheune kommen.

»Bürgermeister!« schrie ein Mann. »Bürgermeister! Gilbert!«

Gember blieb stehen. Wir hielten alle an. Über einen schmalen steinigen Feldweg hetzte ein langer magerer Mann.

Er ruderte immer wieder mit den Armen durch die Luft, um die Balance zu behalten, denn der ausgewaschene Boden mit den lockeren Steinen hätte ihn leicht zu Fall bringen können.

»Bürgermeister!«

Der Mann erreichte uns. Er war so ausgepumpt, dass er nicht sofort reden konnte.

Schweiß glänzte auf seinem faltigen Gesicht. Er leckte sich die

Lippen und stützte sich auf den Mann, der neben ihm stand.
»Gilbert, etwas Schreckliches ist passiert!« sagte er schließlich.
»Von wo kommst du?« fragte Gember beunruhigt.
»Von deinem Haus.«
»Und?«
»Carlo hat Madderby und einen seiner Freunde gesehen.«
»In meinem Haus?« fragte Gilbert Gember erschrocken.
»Ja«, sagte der Mann und nickte.
»Und Mrs. Henderson?«
»Sie ist tot. Die Wiedergänger haben sie umgebracht.«
»Diese verdammte Satansbrut!« schrie Gember. Sein Gesicht wurde blass.
»Madderby und der andere befinden sich nach wie vor in deinem Haus, Gilbert. Aber niemand kann sagen, wie lange noch. Wenn es ihnen einfällt, zu gehen, wird wohl keiner sie daran hindern können.«
Die brennende Scheune war vergessen. Auch ich dachte im Augenblick nicht mehr daran. Es war mir wichtiger, mit Professor Madderby zusammenzutreffen, denn er war der Anführer der Wiedergänger.
Es war wichtig, zuerst ihn unschädlich zu machen.
»Gleich werden wir unseren großen Auftritt haben, John«, sagte Tony Ballard.
»An dem Madderby keine Freude haben wird!« knirschte ich.
»Garantiert nicht«, sagte Tony.
Der Trupp setzte sich in Marsch. Unser neues Ziel hieß: Gilbert Gembers Haus.

***

Indessen arbeiteten Cornell Kendalls Männer mit Hochdruck. Er hatte eine kleine Wohnstätte für sie angelegt. Baracken mit alten gusseisernen Öfen, die genügend Wärme spendeten.
Doch zur Zeit befand sich niemand in den hölzernen Hütten. Jeder verfügbare Mann schuftete im Bergwerk. Man belud die Förderwagen mit Schutt und Geröll, schob sie auf Schienen aus dem Stollen und kippte das wertlose Gestein einen Hang hinunter.
Immer tiefer arbeiteten sich die Männer in den Berg hinein. Doch bis jetzt räumten sie nur das Material auf, das vor 100 Jahren die Gänge verschüttet hatte.
Kendall überzeugte sich persönlich vom Fortschritt der Arbeit. Er stellte zufrieden fest, dass seine Leute schon weiter gekommen waren, als er gehofft hatte.
An vorderster Front befanden sich Clark Kelly und Oscar Hawn. Zwei kraftstrotzende Kerle mit staubbedeckten Gesichtern. Sie beluden die Förderwagen mit einem Eifer, als ginge es darum, in dieser Disziplin

einen Rekord aufzustellen.

Als Kendall bei ihnen erschien, stellten sie ihre Arbeit vorübergehend ein.

»Wollen Sie mit anpacken, Mr. Kendall?« fragte Kelly grinsend.

»Ich werde mitarbeiten, sobald ihr euch nahe genug an den Teufelsstein herangearbeitet habt«, sagte Cornell Kendall.

»Wenn wir Glück haben, wird es nicht mehr allzu lange dauern«, sagte Hawn.

Der Bergwerksbesitzer musterte ihn. »Spürt ihr schon etwas?«

»Spüren?« fragte Hawn.

»Irgendeine Strahlung. Ist irgend etwas nicht mehr so wie zu Beginn der Arbeiten? Hat sich etwas verändert?«

»Verändert haben sich nur meine Bandscheiben«, sagte Hawn grinsend. »Deshalb tut mir auch der Rücken so verdammt weh.«

»Wenn wir den Teufelsstein gefunden haben, kaufe ich dir von der Prämie, die Mr. Kendall zahlen wird, ein schönes Heilpflaster«, sagte Clark Kelly und lachte.

»Sobald ihr irgendeine Beobachtung macht - sobald ihr das Gefühl habt, in diesem Stollen ist nicht mehr alles beim alten, lasst es mich wissen, okay?« sagte Kendall.

»In Ordnung, Boss«, erwiderte Hawn.

»Weitermachen«, sagte Kendall und verließ das Bergwerk.

»Ist 'n netter Mann, was?« sagte Kelly.

»Das meinst du doch nicht im Ernst«, entgegnete Hawn.

»Nett wie 'ne Puffotter.«

»Ach so. Ja, das ist er. Der klopft dir mit einer Hand freundschaftlich auf die Schulter, und mit der andern stößt er dir eiskalt ein Messer in den Bauch.«

»Deshalb mag ich ihn so. Bei ihm weiß man wenigstens, woran man ist.«

Sie arbeiteten weiter. Einen Hund nach dem andern beluden sie. Andere Männer schafften die Förderwagen fort, leere Loren wurden gebracht, weiteres Gestein polterte in die Metallbehälter. Es war ein harter Job. Aber Kelly und Hawn hatten Kraft genug, um sich von ihm nicht unterkriegen zu lassen.

Mit ihren Spitzhacken brachen sie Gesteinsbrocken aus dem Gröllberg, durch den es sich zu graben galt. Wenn ein Block für einen Mann zu schwer war, hievten sie ihn gemeinsam in den Förderwagen. Kleineres Geröll beförderten sie mit der Fassschaufel in die Hunde.

»Spürst du was?« fragte Kelly, ohne die Arbeit zu unterbrechen.

»Nein«, sagte Hawn. »Und ich bin sicher, dass sich daran auch später nichts ändern wird.«

»Vielleicht doch.«

»Blödsinn«, meinte Hawn kopfschüttelnd.

»Der Teufelsstein soll eine mächtige Ausstrahlung haben.«
»Glaub' ich nicht. Soll ich dir sagen, wie ich über die ganze Sache denke?«
»Nun?«
»Dahinter steckt nichts weiter als Gerede. Die Dorfbewohner haben sich selbst eine schöne Gruselgeschichte zusammengebastelt, und Cornell Kendall ist darauf hereingefallen.«
»Heißt das, du glaubst, hinter all diesem Geröll befindet sich überhaupt kein Teufelsstein?«
»Vielleicht ist irgend so ein komischer Stein dahinter. Aber dass der irgendeine besondere Kraft hat, glaube ich nicht«, sagte Hawn. »Kann uns aber egal sein. Sobald wir das Ding gefunden haben, halten wir die Hand auf, und Kendall muss blechen, sonst drehe ich ihm eigenhändig den Hals um.«
Clark Kelly griente. »Du bist ein wahrer Gemütsmensch.«
»Immer schon gewesen«, sagte Oscar Hawn. Er schien auf seinen Charakter sogar stolz zu sein.
In der nächsten halben Stunde redeten sie kein Wort miteinander. Sie legten eine morsche Holzstütze frei, wechselten sie gegen eine eiserne Stütze aus, beluden unermüdlich die Förderwagen und schickten sie aus dem Bergwerk.
Ohne dass sie es merkten, nahm das Böse allmählich Einfluss auf sie. Vor allem in Hawn, der daran nicht glauben wollte, nistete es sich ein.
Er wurde unruhig und unzufrieden. Er glaubte, mehr arbeiten zu müssen als Kelly.
Er gewann mehr und mehr den Eindruck, dass Clark Kelly sich auf seine Kosten ausrastete.
Eine Weile fraß er das in sich hinein. Aber das Böse schürte seinen Hass, wiegelte ihn gegen Kelly auf.
»Du hältst mich wohl für einen vollkommenen Idioten, was?« fragte er schließlich heiser.
Kelly grinste. »Kein Mensch ist vollkommen, mein Junge.«
»Verdammt, das ist kein Spaß!« herrschte Hawn ihn an. »Denkst du, ich merke nicht, wie du 'ne ruhige Kugel neben mir schiebst, während ich für zwei schuften kann?«
Clark Kelly wäre darauf nicht eingegangen, wenn ihn die Strahlung des Bösen verschont hätte. So aber reagierte er auf die Worte des andern mit Wut.
»Du nennst mich also einen faulen Hund, was?«
»Genau!« schrie Hawn. »Stinkfaul bist du!«
»Sag das noch mal!« knurrte Kelly.
»Ein stinkfaules Dreckschwein bist du, das die andern arbeiten lässt!« brüllte Hawn.
Es blitzte in Kellys Augen. »Das nimmst du sofort zurück!«

»Ich denke nicht daran!«
Kelly griff nach seiner Schaufel.
»Ach, so kommst du mir, du Bastard!« knurrte Hawn. »Okay, wenn du Wert auf Prügel legst, kannst du sie gern haben!«
Er packte ebenfalls den Stiel seiner Schaufel und schlug sofort auf Clark Kelly ein.
Wut und Hass verzerrten sein Gesicht. Ein irrer Ausdruck war in seinem Blick. Er war nicht mehr normal, wusste nicht mehr, was er tat, wurde vom Einfluss des Bösen beherrscht und geleitet.
Das Schaufelblatt klatschte gegen Kellys Brust. Er wurde gegen die Stollenwand geworfen, parierte den nächsten Schlag, indem er den Schaufelstiel über seinen Kopf hielt.
Dann versetzte er Hawn einen Tritt und kam aus der Defensive heraus. Sie schenkten einander nichts, hieben in blinder Wut aufeinander ein.
Vor allem Hawns Hiebe wurden immer rücksichtsloser und brutaler. Bald war zu erkennen, dass er die Absicht hatte, Kelly nicht nur einen Denkzettel zu verpassen.
Nein, er wollte Clark Kelly töten!
Und das Böse verlieh ihm die Kraft dazu. Kelly war gezwungen, vor der Wucht der Schläge zurückzuweichen.
Hawns Schaufel traf Kellys Finger. Der Mann schrie auf. Die Schaufel entfiel seinen Händen. Da Oscar Hawn schon wieder zuschlug, musste Kelly sich mit einem Sprung zurück in Sicherheit bringen.
Die Schaufel donnerte gegen den Förderwagen.
Kelly stolperte über die Schienen und fiel. Sofort huschte ein triumphierendes Grinsen über Hawns Gesicht.
Blitzschnell tauschte er die Schaufel gegen die Spitzhacke aus. Kelly lag mit schockgeweiteten Augen auf dem Boden.
Hawn schwang die Hacke hoch. Er zielte nach dem Kopf des Mannes, den er umbringen wollte. Kelly stieß einen schrillen Schrei aus.
Die Hacke bewegte sich kraftvoll nach unten…
Da fielen zwei Männer dem Besessenen in die Arme. Sie retteten Clark Kelly damit das Leben, denn Hawn hätte ihn, ohne mit der Wimper zu zucken, erschlagen. Die Männer rissen ihn zurück.
»Bist du wahnsinnig?« schrieen sie.
»Lasst mich los!« brüllte Oscar Hawn mit einer Stimme, die seiner kaum noch ähnlich war. »Loslassen, sag' ich! Ich bring' dieses Schwein um! Ich mach' ihn fertig! Ich erschlag' euch alle! Jawohl, alle!«
Die Männer mussten ihre ganze Kraft aufbieten, um den Tobenden halten zu können. Aber neuerliche schwarzmagische Impulse versorgten Hawn mit zusätzlichen Kräften.
Zwei weitere Männer eilten herbei. Mit vereinten Kräften wollten sie ihn niederringen, doch Hawn wurde immer stärker.

Es war unglaublich, was für Kräfte er entwickelte. Kelly sprang auf. Auch er warf sich auf Hawn, doch dieser schüttelte sie alle mit einer blitzschnellen Bewegung ab.

Er war nicht zu halten.

»Er ist besessen!« sagte einer der Männer verdattert.

»Der läuft Amok!« presste ein anderer beunruhigt hervor.

Hawn kümmerte sich nicht mehr um Kelly. Immer tiefer drang das Böse in ihn ein.

Es veränderte nicht nur sein Wesen, sondern auch sein Aussehen. Sein Gesicht bekam einen diabolischen Ausdruck.

Böse und gemein blickten seine Augen. Speichel glänzte auf seinen Lippen. Er fletschte die Zähne und lief keuchend durch den Stollen.

Er schlug nach jedem, der sich ihm in den Weg stellen wollte. Niemand vermochte ihn aufzuhalten. Alle mussten froh sein, dass seine Spitzhacke sie nicht getroffen halte.

Das Geschrei im Bergwerk alarmierte Cornell Kendall. Bevor er seine Hütte verließ, nahm er seinen Revolver in die Hand. Der Lärm hörte sich nach Aufruhr an.

Kendall wollte ihm nicht unbewaffnet begegnen. Er stieß die Barackentür auf und trat ins Freie. Stampfende Schritte waren im Stollen zu hören, und einen Augenblick später erschien Oscar Hawn.

Der Mann war kaum wieder zu erkennen.

Cornell Kendall kombinierte sofort richtig. Das hat der Einfluss des Bösen aus ihm gemacht! dachte er. Sie müssen schon nahe an den Teufelsstein herangekommen sein. Der Stein spielt zum erstenmal seine Macht aus!

Im Augenblick konnte sich Kendall über diese Entwicklung jedoch nicht freuen, denn Oscar Hawn kam mit blutunterlaufenen Augen auf ihn zu.

Seine Haltung verriet alles. Dieser Mann war zu einer tödlichen Gefahr geworden.

»Stopp, Hawn!« sagte Kendall scharf.

Der Mann blieb tatsächlich stehen. Er grinste tückisch. »Sieh mich an, Boß! Es hat sich was verändert!«

»Unverkennbar.«

»Ich habe etwas in mir.«

»Das sehe ich«, sagte Kendall.

»Es zwingt mich, zu hassen.«

Kendall schluckte aufgeregt. »Was ist es für ein Gefühl, Hawn?«

»Oh, es ist großartig.«

»Hast du den Teufelsstein gesehen?«

»Nein, Boss. Aber ich habe seine Nähe gespürt. Er hat mir Kraft gegeben. Und ich habe einen Auftrag übernommen.«

»Welchen Auftrag?« fragte Kendall.

»Zu töten!« knurrte der Bergarbeiter und hob die Spitzhacke.

Hinter ihm tauchten die anderen Männer auf. Gebannt standen sie am Eingang des Stollens und beobachteten, was geschah.

Hawn näherte sich Kendall mit erhobener Spitzhacke, obwohl dieser mit seinem Revolver auf ihn zielte.

»Du solltest lieber stehen bleiben!« sagte Cornell Kendall ungerührt. »Rechne nicht damit, dass ich zögern werde, dich zu erschießen, wenn du versuchst, mir den Schädel einzuschlagen!«

»Versuchen?« fragte Hawn heiser. »Ich werde es nicht versuchen, Boss! Ich werde es tun!«

»Okay! Dann komm!«

»Mach' ich!« knurrte Oscar Hawn und sprang mit einem kraftvollen Satz vorwärts.

Er hätte Kendall glatt erschlagen, wenn dieser nicht sofort geschossen hätte.

Blitzschnell zog der Bergwerksbesitzer den Stecher durch. Die Waffe bäumte sich in seiner Hand auf. Ein Mündungsblitz flammte auf. Gleichzeitig krachte es ohrenbetäubend laut, und Osbar Hawn hielt mitten in der Bewegung inne.

Wie ein Denkmal stand er da. Einen mordlüsternen Ausdruck in den Augen. Die Spitzhacke zum tödlichen Schlag erhoben, den er nun doch nicht mehr ausführen konnte.

Mehrere Sekunden blieb er so stehen. Dann bewegte er den Kopf. Ungläubig schaute er auf das Loch in seiner Brust.

Er fing an zu schwanken. Die Finger konnten den harten Stiel der Spitzhacke nicht mehr länger halten. Sie öffneten sich, die Hacke fiel hinter Hawn auf den Boden.

Der tödlich Verletzte streckte beide Hände vor und stakste auf Cornell Kendall zu.

»Und ich bringe dich doch noch um!« röchelte er.

Seine Hände wollten sich um Kendalls Hals legen, aber der Bergwerksbesitzer schlug mit dem Revolverlauf nach Hawns Schädel und brachte den Mann damit zu Fall.

Hawn hatte keinen leichten Tod. Er rollte schwer atmend auf den Rücken und blickte Kendall voller Hass an.

»Boss!« zischte er durch die zusammen gepressten Zähne. »Boss, der Teufel wartet auf dich! Geh zu ihm! Geh ins Bergwerk…!«

Seine Stimme war immer schwächer geworden und schließlich verstummt. Kendall bereute nicht, den Mann erschossen zu haben.

Erstens war Hawn sowieso nichts wert gewesen, und zweitens war es ein Akt der Notwehr gewesen.

Er schaute zu den Männern hinüber, die vor dem Stollen standen. »Was glotzt ihr so?« rief er zornig. »Ihr habt gesehen, wie's gekommen ist. Er lief Amok. Er wollte mich erschlagen. Ich habe mich lediglich

verteidigt. Geht wieder an die Arbeit!«

Die Männer verschwanden im Stollen. Zwei von ihnen rief Cornell Kendall zu sich.

»Ich möchte nicht, dass darüber viel Aufhebens gemacht wird«, sagte er. »Deshalb wird niemand etwas davon erfahren, klar?«

Die Männer nickten.

»Hawn ist tot. Okay. Er wurde plötzlich verrückt. Wir werden ihm keine Träne nachweinen. Er hat keinerlei Anhang, das weiß ich. Also wird ihn niemand vermissen. Versteht ihr, was ich meine?«

»Nicht ganz, Boss.«

»Er braucht kein Staatsbegräbnis. Ihr schafft ihn in irgendeinen Blindstollen, und wir vergessen ihn.«

Jetzt war alles klar. Die Männer nickten wieder. Dann hoben sie den Toten auf und trugen ihn ins Bergwerk. Gleich den ersten Blindstollen wählten sie für den Leichnam als letzte Ruhestätte.

Sie gingen nicht besonders sanft mit ihm um, ließen ihn einfach auf den harten Boden fallen und begruben ihn unter einem großen Berg von Steinen. Das genügte.

Es stand ihnen nicht der Sinn danach, mehr für Hawn zu tun. Schließlich hatte der Wahnsinnige auch ihre Schädel einzuschlagen versucht.

Draußen zündete sich Cornell Kendall nachdenklich eine Zigarette an. Er rief sich die Worte des Sterbenden noch einmal ins Gedächtnis. »Boss, der Teufel wartet auf dich! Geh zu ihm! Geh ins Bergwerk…!«

Der Teufel wartete!

Dann konnte es wohl nicht mehr lange dauern, bis der Stein, nach dem er, Kendall, suchte, freigelegt war!

***

Wir erreichten das Haus des Bürgermeisters. Gilbert Gember erklärte den Leuten, wer ich war. Ich blickte in viele betroffene Gesichter. Angst war in den Augen der Menschen.

Und Trauer.

Carlo Cotterill schüttelte ernst den Kopf. »Die bedauernswerte Frau. Was mag sie für Todesängste ausgestanden haben. Und niemand war bei ihr, der ihr hätte helfen können.«

Ich sah, wie Gembers Wangenmuskeln zuckten. Sein Atem ging stoßweise. Es fiel ihm schwer, sich zu beherrschen.

»Sie liegt noch im Haus?« fragte er mit belegter Stimme.

»Ja«, antwortete Cotterill.

»Und die beiden Wiedergänger?«

»Die haben sich noch nicht blicken lassen.«

»Also sind sie noch drinnen«, sagte Gember.

»Auf jeden Fall.«

Der Bürgermeister wischte sich mit der Hand nervös über die Augen. »Zwei Untote in meinem Haus. Teufel, das kann ich nicht verkraften. Wer weiß, was sie mit Linda Hendersons Leiche anstellen. Die Tote darf da drinnen nicht liegen bleiben. Diese gottverdammten Wiedergänger dürfen sich nicht auch noch an der Leiche vergreifen!«

Gilbert Gember wollte sich von uns lösen, doch ich stellte mich ihm in den Weg.

»Wohin?« fragte ich ihn.

»Ins Haus. Zu Mrs. Henderson.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das ist zu gefährlich.«

»Ich muss die Tote herausholen!«

»Madderby und sein Freund würden sich sofort auf Sie stürzen«, sagte ich. »Ich bin der Ansicht, dass der Professor aus einem ganz besonderen Grund in Ihr Haus eingedrungen ist. Sie sind der Bürgermeister von Chattering. Sie sind der Vertreter des Dorfes. Sie wollen Kendall daran hindern, nach dem Teufelsstein zu suchen. Folglich wollen die Wiedergänger vor allem Sie ausschalten. Deshalb kamen Sie hierher. Sie waren nicht zu Hause. Aber Linda Henderson war da, und da diese Wesen über einen ausgeprägten Mordtrieb verfügen, musste Ihre Haushälterin sterben.«

»Ich hasse diese Höllenbastarde!« schrie der Bürgermeister wütend. »Und ich habe keine Angst vor ihnen!«

»Sie haben erlebt, dass es nicht sehr leicht ist, mit einem solchen Untoten fertig zu werden«, sagte ich. »Nicht einmal ich hab's geschafft, obwohl ich mich auf den Kampf gegen solche Wesen verstehe. Ein bisschen Pech genügt manchmal schon, und man ist verloren. Deshalb werde ich nicht zulassen, dass Sie Ihr Haus betreten, Mr. Gember.«

»Aber…«

»Keine Widerrede«, sagte ich und hob die Hand. »Was zu erledigen ist, werden Mr. Ballard und ich in Angriff nehmen. Sie und Ihre Leute bleiben hier draußen, okay?«

Der Bürgermeister sagte nichts.

»Kann ich mich darauf verlassen, dass keiner sich zu einer persönlichen Mutprobe hinreißen lässt?«

Gilbert Gember seufzte. »Na schön, Mr. Sinclair. Ich werde darauf achten, dass niemand das Haus betritt und die Dinge dadurch für Sie beide kompliziert.«

»Das ist sehr vernünftig von Ihnen«, lobte ich.

»Fragen Sie nicht, was für eine Überwindung mich das kostet«, gab Gember zurück.

Ich schaute Tony Ballard an. »Bist du bereit?«

Der Detektiv nickte. »Von mir aus kann es losgehen, John.«

»Dann wollen wir mal in die Vollen langen«, sagte ich und marschierte auf das Haustor zu. Tony Ballard begleitete mich.

Bevor wir eintraten, angelte ich meine Beretta aus der Schulterhalfter. Tony zog seinen Colt Diamondback.

»Ich habe ein ganz mieses Gefühl im Bauch«, sagte Tony.

»Ich auch«, gab ich zu. »Aber das ist ganz gut so.«

»Tatsächlich?« Tony Ballard blickte mich verwundert an.

»Erstens lässt uns ein solches Gefühl nicht übermütig werden, sondern vorsichtig bleiben…«

»Und zweitens?«

»Beweist es, dass wir trotz aller Erfahrung und trotz aller Siege, die wir über das Böse errungen haben, immer noch Menschen sind«, sagte ich und betrat das Haus des Bürgermeisters.

Sofort war mir, als würde sich eine eiskalte Hand zwischen meine Schulterblätter legen. Die Gefahr, die hier drinnen auf uns lauerte, war deutlich zu spüren.

Ein hohes Maß an Misstrauen war angebracht. Diese friedliche Stille war trügerisch.

Hinter jeder Tür, jedem Schrank, jeder Ecke konnte der Tod lauern. Ich entsicherte meine Silberkugel-Pistole.

Wenn es möglich war, wollte ich mich auf keinen Zweikampf mit einem Wiedergänger mehr einlassen. Der eine hatte mir vollauf gereicht. Ich hatte immer noch Schluckbeschwerden. Zum Glück fühlte ich mich aber im großen und ganzen schon wieder einigermaßen fit.

Wir gingen so vor, dass einer den andern schützte. Wir waren so wachsam, dass wir bestimmt jeden Angriff sofort im Keim erstickt hätten. Es hätte schon mit dem Teufel zugehen müssen, wenn Madderby und sein Freund in diesen Minuten gegen uns eine Chance gehabt hätten.

Das schien der untote Professor zu wittern, denn er ließ sich nicht blicken. Aber er musste noch im Gebäude sein, denn wenn er es durch eines der Fenster verlassen hätte, hätten draußen die Dorfbewohner Alarm geschlagen.

»Ich schlage vor, wir nehmen uns das Erdgeschoß gemeinsam vor«, sagte ich.

»Einverstanden«, nickte Tony Ballard.

»Sollten wir die Wiedergänger hier aufstöbern, schicken wir sie augenblicklich zur Hölle.«

»Auch damit hast du haargenau meinen Geschmack getroffen«, sagte Tony. »Ich kann es kaum noch erwarten, einen der beiden Bastarde vor die Kanone zu kriegen. Ich spicke ihn mit Silber, was der Ballermann hergibt.«

Ich grinste. »Dann ist der Kerl endlich etwas wert.«

»Was machen wir mit der Toten?«

»Um die kümmern wir uns später.«

»Okay.«
Wir gelangten ins Wohnzimmer. Während ich mir die tote Haushälterin ansah, hielt Tony Ballard die Augen besonders aufmerksam offen.
Weder Madderby noch sein verdammter Freund zeigten sich. Tony und ich nahmen uns die anderen Räume im Erdgeschoß vor.
Wir blieben stets dicht beisammen, damit die Wiedergänger uns nicht überraschen konnten. Aber das Glück war uns nicht hold. Wir entdeckten in keinem der Räume einen Untoten.
»Nichts«, sagte Tony Ballard enttäuscht. »Sogar weniger als nichts!«
»Sie müssen aber im Haus sein. In Luft haben sie sich bestimmt nicht aufgelöst«, meinte ich. »Entweder sie halten sich im Obergeschoß auf oder im Keller.«
»Wollen wir uns auch oben und unten gemeinsam umsehen?«
»Meinst du, wir können es riskieren, uns zu trennen?«
»Wir würden schneller ans Ziel gelangen.«
»Na schön. Versuchen wir es«, sagte ich. »Aber riskier um Himmels willen nicht zuviel.«
»Du aber auch nicht. Scotland Yard braucht dich noch.«
»Ich werde versuchen, dieser Institution noch einige Jährchen erhalten zu bleiben«, gab ich lächelnd zurück. Dann trennten wir uns.
Da Tony Ballard sofort auf die Kellertreppe zusteuerte, blieb für mich das Obergeschoß übrig. Nun musste ich meine Wachsamkeit verdoppeln. Die Wiedergänger waren uns gegenüber im Vorteil. Sie konnten in einem Versteck auf den günstigsten Moment warten, zuzuschlagen, während wir keine Ahnung hatten, wann sie uns angreifen würden.
Für einen winzigen Moment schweiften meine Gedanken ab. Ich dachte an Cornell und Kendall und sein verfluchtes Bergwerk. Darum mussten wir uns auch noch kümmern. Am besten noch in dieser Nacht. Aber würden Francis Madderby und sein Freund das zulassen?
Ich stand am unteren Ende der Treppe. Meine Linke lag auf dem Handlauf, während ich in der Rechten die schussbereite Beretta hielt.
Ich blickte nach oben. Was würde mich dort erwarten? Ein Sieg? Eine Niederlage?
Beides war möglich. Es war nicht hundertprozentig gewiss, dass Tony Ballard und ich dieses Haus mit heiler Haut verlassen würden. Ebenso gut konnte sich für einen von uns hier drinnen sein Schicksal erfüllen. Oder auch für beide…
Ich war deshalb besonders auf der Hut, als ich die Treppe hochstieg. Jedes Geräusch registrierte ich.
Das Knarren der Stufen. Das Tappen meiner Schritte. Das Schleifen meiner Hand, die über das Holz des Geländers wischte…
Meine Spannung wuchs, je höher ich kam. Als ich das obere Ende der

Treppe erreicht hatte, legte ich eine kurze Pause ein, um mich zu sammeln.

Meine Handflächen waren feucht geworden. Auch auf meiner Stirn hatten sich Schweißtröpfchen gebildet.

Ich sah mich mit mehreren Türen konfrontiert, ging auf die erste zu, legte die Hand auf den Metallknauf, drehte ihn, drückte die Tür auf und warf einen Blick in den dahinter liegenden Raum.

Es handelte sich um Gilbert Gembers Arbeitszimmer. Es gab Bücherregale, Aktenschränke, einen Schreibtisch, auf dem eine große Lampe stand.

Und es gab noch etwas in diesem Raum: eine tödliche Gefahr!

Meine Nackenhärchen sträubten sich. Mein sechster Sinn warnte mich. Ich konnte den Gegner noch nicht sehen, aber ich wusste, dass er sich in diesem Zimmer befand.

***

Nachdem sich Tony Ballard von mir getrennt hatte, schlich er die Kellertreppe hinunter. Er hatte eine Kugelschreiberlampe bei sich. Die schaltete er ein. Sie spendete gerade soviel Licht, dass der Detektiv nirgendwo dagegen rannte.

Irgendwo war ein Wasserhahn undicht. Die Tropfen fielen in ein Gefäß. Ping, ping, ping…

Unaufhörlich.

Tony blieb nach vier Stufen zum erstenmal stehen. Er lauschte in die Dunkelheit hinein. Die Gefahr konnte überall sein.

Aber wo war sie tatsächlich? Vielleicht gar nicht hier, sondern im Obergeschoß?

Würde John Sinclair mit den beiden Wiedergängern zur Not auch allein fertig werden?

Kein verräterisches Geräusch war zu hören. Also ging Tony Ballard weiter. Am Ende der Kellertreppe verharrte er noch einmal kurz.

Er sah sich aufmerksam um. Der Keller war eine bizarre Welt, voll gerammelt mit Vergangenheit. Es gab alte Kommoden, alte Stühle, Bänke, Spiegel, Sessel, Betteinsätze.

Dazwischen hingen Spinnweben. Häufig schien Gilbert Gember in der letzten Zeit nicht hier unten gewesen zu sein. Und seine Haushälterin auch nicht. Tony konnte das verstehen. Die Frau hatte sich bestimmt gefürchtet, diesen Keller allein zu betreten.

Das alte Gerumpel machte einen fremden, feindseligen Eindruck. Hinter allem konnte eine Gefahr hocken.

Der klägliche Lichtschein aus Tony Ballards Kugelschreiberlampe tastete über die verstaubten Zeugen der Vergangenheit, von denen sich Gilbert Gember offenbar nicht trennen konnte, obwohl sie zu nichts mehr nütze waren. Man hätte sie zerlegen und verheizen sollen.

Damit hätten sie noch einen letzten guten Zweck erfüllt.

Da!

Hinter den rostigen Federn eines alten Betteinsatzes! War da nicht ein grauenerregendes Gesicht zu sehen gewesen?

Tony Ballard richtete seinen Colt Diamondback dorthin. Er hatte das Gefühl, sein Herz würde hoch oben im Hals schlagen. Langsam ging er auf den Betteinsatz zu, bereit, zu schießen, falls sich dahinter tatsächlich ein Wiedergänger verbarg. Seine Nerven waren in diesem Moment bis zum Zerreißen angespannt.

Er biss sich auf die Lippe, während sich das dünne Licht der Lampe in die Dunkelheit bohrte. Er sah etwas glänzen. Und im nächsten Moment erkannte er, dass ihn ein deformierter Globus erschreckt hatte.

Bald wirst du vor deinem eigenen Schatten davonrennen! dachte er ärgerlich und entspannte sich mit einem tiefen Atemzug.

Doch dazu gab es nicht die geringste Veranlassung, denn nicht nur im Obergeschoß befand sich ein Untoter. Auch hier unten hielt sich einer versteckt.

Der Kerl pirschte sich an Tony Ballard heran, ohne dass dieser es bemerkte. Zoll um Zoll schob er sich an den Detektiv heran.

Tony war ahnungslos.

Die Höllenkreatur ballte die schwarzen Hände, und als sie nahe genug an Tony Ballard herangekommen war, schlug sie mit der Faust zu.

Der Schlag war schmerzhaft. Er hatte Tonys Nacken getroffen. Der Detektiv war für einen Sekundenbruchteil wie gelähmt.

Vor seinen Augen explodierten eine Menge Farben. Die Kugelschreiberlampe entfiel ihm, klapperte auf den Boden. Er wollte sich blitzschnell umdrehen und seinen Revolver abfeuern, doch der Hieb beeinträchtigte sein Reaktionsvermögen.

Er wandte sich zwar um, aber wesentlich langsamer als normalerweise.

Dadurch hatte sein gefährlicher Gegner Zeit für einen weiteren Schlag. Dieser Treffer stieß den Detektiv gegen die Wand.

Er versuchte sich zu sammeln, weil er wusste, wie wichtig das für ihn war. Da wuchtete sich das Wesen auf ihn, riss ihn hoch und schleuderte ihn mitten in das Gerumpel hinein.

Alles, was da mit wenig Geschick übereinander geschichtet worden war, fiel wie ein Kartenhaus in sich zusammen und begrub Tony Ballard.

Etwas fiel ihm auf den Kopf. Ein Sessel lag wie ein Alpdruck auf seiner Brust. Er konnte die Beine nicht bewegen und stellte erschrocken fest, daß er seinen Colt Diamondback verloren hatte.

Wie sollte er die Waffe in diesem Trümmerhaufen wieder finden?

Der Untote stampfte knurrend heran. Er grub Tony Ballard aus. Mit seinen schwarzen Händen riss er alles zur Seite, was auf dem Detektiv lag. Er warf alles hinter sich.

Als nichts mehr auf Tony lag, wollte der Wiedergänger ihn packen. Aber der Unheimliche hatte nicht mit Tony Ballards magischem Ring gerechnet. Als der Untote sich bückte, schlug ihm Tony damit mitten in die abstoßende Visage.

Das Wesen brüllte auf, schlug die Hände vors Gesicht und torkelte zurück. Tony Ballards Hand stieß suchend zwischen die Gegenstände. Er brauchte seine Waffe wieder, ehe sich der Wiedergänger von dem schweren Treffer erholen konnte. Da!

Mit den Fingerspitzen ertastete der Detektiv seinen Revolver. Aber er blieb mit dem Ärmel an einem Nagel hängen und kam nicht näher an die Waffe heran.

Der Untote verkraftete den Treffer.

Er stieß einen hasserfüllten Schrei aus. Die Wut trieb ihn wieder dem Detektiv entgegen. Und Tony Ballards Arm konnte weder vor noch zurück. Er hing am Nagel fest.

Das Höllenwesen wollte sich auf ihn werfen. Tony zog blitzschnell die Beine an und rammte sie dem Gegner gegen das Brustbein. Die Wucht des Tritts stieß den Wiedergänger zurück.

Eine kurze Galgenfrist für Tony Ballard.

Aber der Untote kam schon wieder. Tony kämpfte um seinen Colt. Der Jackenärmel zerriss mit einem ratschenden Geräusch. Tonys Finger schlössen sich augenblicklich um den Kolben des Revolvers.

Er riß den Arm hoch, drehte sich um und feuerte. Die grelle Lanze des Mündungsfeuers stach auf den Schädel des Wiedergängers zu.

Das geweihte Silber traf den Untoten zwischen den Augen. Eine große Kraft hob ihn aus und schleuderte ihn gegen die Wand.

Wie eine Marionette, deren Fäden gekappt wurden, brach der Wiedergänger zusammen. Ein geisterhaftes Knistern war zu hören. Der Körper des Untoten erstarrte, bekam Risse, fiel auseinander und wurde zu Staub.

Tony Ballard erhob sich atemlos. Er wischte sich mit dem Jackenärmel den Schweiß von der Stirn. Seine Kniescheiben vibrierten noch ein bisschen. Kein Wunder, sein Leben hatte an einem verdammt dünnen Faden gehangen.

Aber er hatte es geschafft. Es gab einen weiteren Untoten weniger. Und wie sah es im Obergeschoß bei John Sinclair aus?

Tony startete. Wenn es ihm möglich war, wollte er John unterstützen.

***

Ich hatte es mit Professor Francis Madderby zu tun, dem

gefährlichsten Wiedergänger. Bevor ich ihn zu Gesicht kriegte, setzte er eine Tat, mit der er mich weitgehend ausschalten wollte: er warf das Bücherregal um.

Ich sah es kippen und versuchte, mich mit einem weiten Sprung in Sicherheit zu bringen, doch es erwischte mich trotzdem. Bücher und Nippes-Figuren prasselten mir auf den Kopf. Ein massiver Steher traf meine rechte Schulter und lähmte meinen Arm bis in die Fingerspitzen hinunter.

Das Holzgestell riss mich nieder, begrub mich aber nicht unter sich. Ich fiel auf die Knie und biss mich in die Zungenspitze, hatte jedoch nicht einmal die Zeit, mich darüber zu ärgern.

Zwischen Fächerbrettern erblickte ich die abstoßende Visage des Untoten. Er starrte mich triumphierend an und schien verdammt zuversichtlich zu sein.

Ich kämpfte mich hoch, musste dabei einen Teil des Regals hochstemmen. Als ich zurücktrat, krachte es auf den Boden.

Madderby flankte über den Schreibtisch, packte den Drehstuhl und schlug damit nach mir. Ich federte zur Seite und schoss. Aber ich hatte zu überhastet gefeuert.

Meine Kugel verfehlte den Untoten.

Madderby rammte mir die Rollen des Sessels gegen die Brust und stieß mich zurück. Er verfügte über so viel Kraft, dass ich mich diesem Stoß nicht widersetzen konnte.

Ich prallte mit den Hacken gegen Teile des Bücherregals und kippte nach hinten weg. Francis Madderby warf den Stuhl auf mich. Ich wälzte mich zur Seite, konnte aber nicht verhindern, dass eine der Metallrollen meine rechte Faust traf. Ausgerechnet die.

Der Schlag hieb mir die Beretta aus den Fingern. Madderby versuchte, mich nicht mehr auf die Beine kommen zu lassen, aber ich brachte mich mit einer Rolle rückwärts vor ihm in Sicherheit. Leider aber auch fort von meiner Pistole.

Er sprang knurrend über die Trümmer des Bücherregals. Selten war jemand so scharf darauf gewesen, mich umzubringen.

Ich packte die Schreibtischlampe und hieb sie ihm ins Gesicht. Der Schirm flog davon. Was aus Glas war, zerbrach.

Aber Madderby zeigte keine Wirkung. Und er reagierte sofort. Urplötzlich ergriff er das Stromkabel. Blitzschnell schlang er es mir um den Hals.

Mir wurde zum zweitenmal in dieser Nacht die Luft knapp. Das Kabel grub sich in meinen Hals. Ich konnte mich mit bloßen Händen nicht davon befreien. Aber bei diesem Kampf waren die Voraussetzungen für mich etwas günstiger.

Ich lag nicht auf dem Boden. Der Wiedergänger presste mich nicht mit seinem Körper nieder und beeinträchtigte so meine

Bewegungsfreiheit.

Es gelang mir, an meinen geweihten Silberdolch zu kommen. Ich riss die Waffe aus der Lederscheide und schnitt das Kabel einfach ab.

Damit hatte der unheimliche Professor nicht gerechnet. Er war für einige Augenblicke verdutzt. Diese winzige Zeitspanne reichte mir.

Ich holte mit dem Dolch aus und stach zu. Ich trieb ihm die Klinge mitten durch sein schwarzes Höllenherz.

Der Schrei, den er daraufhin ausstieß, ging mir durch Mark und Bein. Ein heftiges Zucken durchlief ihn.

Er versuchte verzweifelt, sich von mir zu lösen, womit er sich auch die Klinge aus dem Körper gezogen hätte, aber es fehlte ihm die Kraft dazu.

Das geweihte Silber zerstörte sein unseliges Leben. Er wollte sich gegen mich stemmen, legte seine schwarzen Hände auf meine Brust, doch dann glitten sie von mir ab wie Lappen, in denen keine Kraft ist.

Seine Beine wollten ihn nicht mehr tragen. Es sah aus, als würde er nur noch an der Klinge meines geweihten Silberdolches hängen.

Ich zog die Waffe heraus, und tatsächlich brach Professor Francis Madderby in derselben Sekunde wie vom Blitz getroffen zusammen.

Er fiel auf die Knie, kippte zur Seite und hauchte seine schwarze Seele, die er von Asmodina bekommen hatte, aus.

Sobald das Höllenleben in ihm erloschen war, begann sich sein Körper aufzulösen.

Innerhalb weniger Augenblicke war von ihm nichts mehr übrig.

In der Tür erschien Tony Ballard mit schussbereitem Colt. Ich grinste ihn an. »Jetzt kommst du erst?«

»Ist alles vorbei?« fragte der Detektiv atemlos.

»Denkst du, ich habe in einem Anfall von geistiger Umnachtung hier alles durcheinander geschmissen?« gab ich zurück.

»Der zweite Wiedergänger war im Keller«, sagte Tony.

»Bist du mit ihm fertig geworden?«

»Wäre ich sonst hier?«

»Das war keine gute Frage, ich geb's zu. Vergiss sie.«

»Bist du okay?«

»Ja«, sagte ich. »Und du?«

Der sympathische Detektiv grinste. »Ich bin blendend in Form.«

Ich nahm meine Beretta an mich, und wir verließen das Haus des Bürgermeisters.

Gilbert Gember kam sofort auf uns zu. »Wir haben Schüsse gehört, Mr. Sinclair!«

»Die Gefahr ist gebannt«, sagte ich. »Die beiden Wiedergänger gibt es nicht mehr. Jetzt können Sie sich um Ihre Haushälterin kümmern.«

»Danke«, sagte der Bürgermeister. »Übrigens den Weg zu Robin Fosseys Scheune können wir uns sparen.«

»Wieso?« fragte ich.
»Weil Pater Malloy den vierten Untoten selbst erledigt hat.«
»Womit?«
»Mit einem Eimer Weihwasser.« Gilbert Gember grinste. »Unser Pater ist ein Prachtkerl.«
»Er weiß sich zu helfen«, sagte ich lächelnd.
»Wir sind sehr stolz auf ihn«, erwiderte Gember.
Ich wandte mich an Tony Ballard. »Tja, dann können wir uns nun um Cornell Kendall und sein Bergwerk kümmern.«
»Ich bin sicher, er wird über unseren Besuch in einen wahren Begeisterungstaumel fallen«, bemerkte Tony.
»Es führt keine Prachtstraße zum Bergwerk«, sagte der Bürgermeister. »Sie können meinen Lada Taiga haben.«
»Einverstanden«, sagte ich. Der erste Mann von Chattering holte das Fahrzeug aus der Garage. Er machte eine Andeutung, dass er gern mitgekommen wäre, doch ich ging nicht darauf ein. Was jetzt kam, erledigte ich lieber mit Tony Ballard allein.
Aber ich war mir der Tatsache bewusst, dass es im Bergwerk hart zugehen würde.
Leicht würde es nicht werden, Kendall umzustimmen. Und noch viel schwieriger würde es wohl werden, den Teufelsstein unschädlich zu machen, denn erst wenn uns das gelungen war, konnte das Dorf aufatmen.

***

Es hatte den Anschein, als ob Oscar Hawn schon vergessen wäre. Niemand sprach mehr von seinem Amoklauf, keiner kümmerte sich um den Blindstollen, in dem man ihn hatte verschwinden lassen.
Cornell Kendall trieb seine Männer schreiend an. »Wollt ihr wohl schneller arbeiten, ihr lahmen Säcke? Wozu bezahle ich euch? Wenn ihr Ferien machen wollt, reist nach Mallorca! Hier wird für gutes Geld eine entsprechende Leistung erbracht. Wer nicht spurt, der kann morgen schon seinen Ranzen schnüren. Auf Taugenichtse, die mir nur das Geld aus der Tasche stehlen, kann ich verzichten.«
So und ähnlich wetterte er ununterbrochen. Die Männer hörten schon bald nicht mehr hin.
Er packte selbst mit an. »Wir haben es bald geschafft!« rief er. »Es kann nicht mehr weit bis zum Teufelsstein sein. Hawn hat die Strahlung nicht vertragen, die davon ausgeht.«
Die Förderwagen wurden aus dem Stollen gefahren, geleert, wieder hereingebracht, neu gefüllt. Clark Kelly arbeitete an vorderster Front. Kendall begab sich zu ihm.
Sie arbeiteten nebeneinander. Kendall beobachtete den Mann misstrauisch, ohne dass dieser es merkte. Würde auch Kelly

überschnappen? Der Bergwerksbesitzer wollte auf der Hut sein.

Beim geringsten Verdacht, dass Kelly ihn angreifen wollte, hätte er ihn erschossen.

Er hätte nicht gezögert.

Zwei Hunde waren neu beladen, wurden von den Arbeitern raus gebracht. Kendall schwitzte. Er hatte sich selbst in einen seltsamen Arbeitseifer hineingesteigert, so als könnte er es nicht mehr erwarten, den Teufelsstein endlich zu erblicken.

Er arbeitete mehr als alle andern. Er spürte, dass er dem höllischen Einfluss schon ziemlich nahe war.

Plötzlich fiel ihm zwischen den scharfkantigen Gesteinsbrocken ein roter Schimmer auf. Sein Herzschlag beschleunigte. Er leckte sich nervös die trockenen Lippen.

Eine unbeschreibliche Gier befiel ihn. Kelly hatte davon noch nichts bemerkt. Er machte ihn darauf aufmerksam.

»Hier! Das Leuchten!« rief er. »Das kommt vom Teufelsstein!«

Jetzt sah es Kelly auch. Er grinste. »Das gibt eine Prämie, Boss!«

»Ja. Für alle!« schrie Cornell Kendall, als wäre er nicht mehr bei Sinnen. Seine Stimme hallte durch den Stollen.

Clark Kelly wandte sich um. »Habt ihr gehört, Freunde? Mr. Kendall hat sich soeben entschlossen, uns allen eine Prämie zu bezahlen…«

Die Männer jubelten.

»Helft mit!« schrie Kendall. »Helft alle mit!«

Sie trugen den Geröllberg ab. Immer deutlicher trat der rote Schimmer hervor. Er kroch durch Spalten und Ritzen und konzentrierte sich vor allem auf Cornell Kendall.

Als sie sich beinahe ganz durch den Geröllberg gegraben hatten, schrie Kendall:

»Halt! Aus! Das reicht! Zieht euch zurück! Nun macht schon! Den Rest erledige ich allein! Geht! Verschwindet!«

Die Arbeiter rückten ab. Die gefüllten Förderwagen nahmen sie mit. Kendall arbeitete wie im Fieber. Er wollte den Teufelsstein allein sehen. Und als erster. Es zog ihn mit einer unvorstellbaren Kraft an.

Er packte die Steine, riss sie aus dem Berg, warf sie hinter sich. Das rote Leuchten nahm ständig zu.

Kendalls Gesicht war davon angestrahlt. Es sah fremd und furchteinflößend aus. Der Bergwerksbesitzer legte eine Öffnung frei, durch die er schlüpfen konnte.

Er war schrecklich aufgeregt. Sein größter Wunsch ging in Erfüllung. Jahrelang war er in der Welt herumgezogen, ohne irgendeinen Erfolg errungen zu haben, aber diesmal - diesmal! - schaffte er es.

Macht! Reichtum! Unsterblichkeit!

Alles das war ihm in Aussicht gestellt. Professor Francis Madderby hatte dieses Ziel nicht erreicht. Aber ihm, Cornell Kendall, würde es

gelingen. Er würde den Teufelsstein in seinen Besitz bringen.
Endlich war die Öffnung groß genug.
Blutrot war er angestrahlt. Er lachte wie ein Irrer, kicherte und rieb sich die blutig geschundenen Hände.
»Mein großer Tag! Mein größter Tag!« flüsterte er. »Die Hölle wird mich reich beschenken. Mann, ich bin ein Glückspilz!«
Sobald er durch die Öffnung gekrochen war, rutschte er den Geröllberg hinunter.
Jetzt traf ihn das rote Licht voll. Er badete förmlich darin, spürte, wie es ihn umwaberte, wie es in seine Poren sickerte.
»Ich hab's geschafft!« murmelte er. »Ich hab's tatsächlich geschafft!«
Mit glasigen Augen blickte er dorthin, woher das blutrote Leuchten kam. In der Felswand war ein roter Stein verankert, der die Form eines Kopfes hatte.
»Der Teufelsstein!« sagte Kendall leise. Er ging ein paar Schritte näher heran und stellte fest, dass der Stein ein Gesicht hatte.
Ein Gesicht, das lebte!
Es grinste ihn an, starrte ihm mit gelben Augen entgegen. Cornell Kendall schauderte vor Freude und Glückseligkeit.
Er breitete die Arme aus, stand vier Schritte vom Stein entfernt und sagte überwältigt: »Hier bin ich, Meister!«
»Sei mir willkommen«, antwortete die furcht erregende Teufelsfratze.
»Es heißt, dass dem, der dich findet, Reichtum, Macht und Unsterblichkeit beschieden sind.«
»Das ist richtig.«
»Ich bin hier, um all das in Empfang zu nehmen«, sagte Kendall mit vibrierender Stimme.
»Beginnen wir mit letzterem, mit der Unsterblichkeit!« sagte der Teufelsschädel mit einem boshaften Grinsen.
Sein Strahlen nahm zu. Eine sengende Gluthitze ging von ihm aus, die Cornell Kendell den Atem nahm. Der Bergwerksbesitzer erschrak. Er hatte das Gefühl, zu ersticken.
Seine Augen weiteten sich. Er riss den Mund auf, japste nach Luft.
Er bringt dich um! schoss es ihm durch den Kopf.
Kendall riss sein Hemd auf. Die Hitze packte zu. Dem Bergwerksbesitzer war, als würden ihm glühende Krallen in die Brust geschlagen. Er schrie auf. Ein wahnsinniger Schmerz durchraste ihn.
Irgendwo in seinem Kopf hatte noch der Gedanke Platz: Es passiert so, wie es Tony Ballard gesagt hat!
Mit einer unvorstellbaren Grausamkeit riss der Teufel dem Mann die Seele aus dem Leib, und er füllte den leer gewordenen Körper sogleich mit abgrundtief Bösem.
Kendall röchelte. Er wankte. Er war gezwungen, sich an die Stollenwand zu lehnen.

Eiskalter Schweiß brach ihm aus allen Poren.
Er schloss die Augen und wartete, bis der Schmerz abgeebbt war.
»Nun bist du unsterblich«, sagte der Teufelsstein. »Ein Bruder im Bösen! Mein Diener!«
Cornell Kendall nickte langsam, und als er die Augen öffnete, waren sie so gelb wie die seines Meisters.

***

Gilbert Gember hatte mir den Weg genau beschrieben, und er hatte mir gesagt, bis wohin ich fahren durfte, ohne Gefahr zu laufen, von Kendall und seinen Leuten bemerkt zu werden.
Den Rest des Weges legten Tony Ballard und ich zu Fuß zurück. Wir wollten vermeiden, dass Kendall und seine Männer sich einigelten.
Der Weg stieg steil an. Er wand sich durch einen dichten, finsteren Wald und erreichte eine Lichtung, auf der Baracken standen.
Dahinter entdeckten wir zwei Förderwagen. Wir schlichen darauf zu und hörten die Stimmen von zwei Arbeitern, die hinter den Hunden standen.
»Endlich ist die Schufterei vorbei«, sagte einer der beiden Männer.
»So hart habe ich in meinem Leben noch nicht gearbeitet«, sagte der andere.
»Kendall bezahlt aber auch nicht schlecht.«
»Richtig. Und nun gibt's auch noch 'ne saftige Prämie.«
»Mensch, die Mädchen werden Augen machen, wenn ich nach Newport zurückkomme - die Taschen voller Geld.«
»Wirst du alles verputzen?«
»Warum nicht? Man lebt schließlich nur einmal.«
»Kannst du verstehen, warum Kendall uns fortgeschickt hat?«
»Er möchte mit seinem Heiligtum zuerst einmal allein sein, nehme ich an.«
Wir waren spät dran, konnten Kendall nicht mehr daran hindern, den Teufelsstein zu suchen. Er hatte ihn bereits gefunden.
Ich warf Tony Ballard einen raschen Blick zu. Die Miene des Detektivs war besorgt.
Er wusste genauso gut wie ich, was mit Cornell Kendall wahrscheinlich in diesen Moment passierte. Der Mann war mit dem Teufelsstein allein, und der Stein würde ihn töten. Wir würden es wohl kaum mehr verhindern können.
Ich machte Tony mit Handzeichen klar, dass es wichtig war, die beiden Arbeiter jetzt auszuschalten, denn sie hätten es nicht zugelassen, dass wir das Bergwerk betraten.
Tony Ballard verstand, war derselben Ansicht und nickte.
Dann schlich er links um die Förderwagen herum, ich rechts.
Einer der beiden Arbeiter sah mich. Er riss die Augen auf, wollte den

andern warnen, doch wir ließen den Männern keine Chance.
Wir wussten, wie wir zuschlagen mussten, damit sich die beiden für eine Weile schlafen legten.
Aus dem Stollen gellte uns ein markerschütternder Schrei entgegen. Wir waren sicher, dass Cornell Kendall in diesem Augenblick sein Leben verloren hatte.
Trappelnde Schritte waren zu hören.
Ich stellte fest, dass die Schienen zum Stollen hin ein leichtes Gefälle hatten.
Da anzunehmen war, dass sich uns Kendalls Männer in den Weg stellen würden, wenn wir in das Bergwerk gingen, schlug ich vor, sie mit den Förderwagen zu überlisten.
»Gute Idee«, sagte Tony Ballard sofort. »Etwas Besseres wäre selbst mir nicht eingefallen.«
Ich grinste, tippte mir an die Stirn und sagte: »Wer hat, der hat.«
Eine glutrote Lichtwelle durchflutete in diesem Moment den Stollen. Es hatte den Anschein, als hätte sich im Inneren des Berges ein Höllentor geöffnet. Der Stolleneingang nahm mit einemmal das Aussehen eines riesigen Mauls an. Die spitzen Gesteinszacken, die von oben herunterragten, ähnelten dem gefährlichen Raubtiergebiss eines angreifenden Wolfs. Ich hatte den Eindruck, ein Teil des Berges wäre zu einem mächtigen Schädel geworden, aber es war wohl alles nur ein trügerisches Spiel des herausflutenden roten Lichts.
Der Stollen tat sich vor uns wie ein roter Rachen auf, der bereit war, alles in die Hölle hinab zu schlingen.
Wir stürzten uns auf die Bremsklötze rissen sie von den Schienen, stemmten uns gegen die Förderwagen und brachten sie in Fahrt.
Mit rasch zunehmender Geschwindigkeit rollten die Hunde auf den Stolleneingang zu. Als wir genug Tempo draufhatten, rief ich: »Aufspringen!«
Wir federten hoch, schwangen uns auf den ersten Wagen. Ich saß vorn, Tony Ballard hinter mir.
Da tauchten Kendalls Männer auf. Mit Spitzhacken, Schaufeln, Handlampen. Sie wollten sich uns entgegenstellen, doch die Förderwagen waren nicht zu bremsen.
Diejenigen, die versuchten, uns von den Hunden herunterzureißen, kassierten Tritte und Schläge von uns. Sie flogen zur Seite, und wir tauchten in das höllische Rot des Stollens ein.
Jeden neuen Angriff schlugen wir zurück. Wir waren nicht aufzuhalten. Die Geschwindigkeit der Förderwagen war bald so hoch, dass es uns mächtig durchrüttelte.
Wir hatten keine Ahnung, wie tief der Stollen in den Berg hineinführte, und ich konnte nur hoffen, dass es uns gelang, rechtzeitig abzuspringen, ehe die Hunde gegen ein felsiges Hindernis

prallten.

Das Rot des Bösen attackierte uns. Es versuchte, sich in unseren Kopf zu wühlen, unseren Geist zu verwirren. Wir kämpften verbissen dagegen an. Ich öffnete mein Hemd und legte das geweihte Silberkreuz frei.

Tony Ballard presste seinen magischen Ring gegen seine Stirn und neutralisierte so einen Großteil des höllischen Einflusses.

Mein Kruzifix zerstörte die dämonischen Wellen, die sich meines Geistes zu bemächtigen versuchten.

Die Farbe des Bösen, das Leuchten der Hölle wurde so intensiv, dass es mir schwer fiel, die Augen offen zu halten.

Die Förderwagen rasten in mörderischem Tempo durch den schlauchartigen Stollen.

Wenn, wir jetzt abgesprungen wären, hätten wir uns höchstwahrscheinlich das Genick gebrochen.

Ich zog meine Beretta.

Tony Ballard holte seinen Colt aus der Schulterhalfter.

Nach wie vor wurden wir auf den Förderwagen wie Gummibälle hin und her geworfen. Es war ein teuflischer Ritt. Die Hunde schienen uns unbedingt abwerfen zu wollen.

Wir klammerten uns am eisernen Wannenrand fest. Der Luftzug, der mir ins Gesicht strömte, nahm mir den Atem.

Mir fiel auf, dass die Neigung der Schienen etwas abnahm. Dadurch verlangsamte sich unsere Fahrt geringfügig. Das war ein Segen für uns, denn nach der nächsten Kurve ging es nicht mehr weiter.

Die Schienen führten in einen Geröllberg hinein!

»Runter, Tony!« schrie ich und ließ mich sofort nach links fallen. Ich konnte nur hoffen, dass der Detektiv mich gehört hatte. Was er tatsächlich tat, konnte ich nicht mehr sehen.

Instinktiv rollte ich mich zusammen, während ich neben dem Förderwagen herunterfiel. Unwillkürlich presste ich meine Kiefer zusammen und wartete auf den schmerzhaften Aufprall.

Da kam er schon. Es erwischte mich zuerst an der Schulter. Ich drehte mich. Ich überschlug mich mehrmals, verlor jegliche Orientierung, während sich steinerne Fäuste aller Größen in meinen Körper bohrten.

Benommen blieb ich wenige Sekunden liegen. Ich hörte, wie die Hunde gegen das Hindernis prallten, wie sie sich knirschend ineinander verkeilten, wie sie ratternd von den Schienen sprangen, umfielen und ihren Inhalt bis zu mir her ausleerten.

Mit schmerzverzerrtem Gesicht kämpfte ich mich auf die Beine.

Auf der anderen Seite der Schienen erhob sich im selben Augenblick Tony Ballard.

Ebenfalls leicht angeschlagen, aber noch einsatzfähig.

Plötzlich ein Wutschrei, und dann schnellte hinter den umgekippten, deformierten Förderwagen Cornell Kendall hervor.

Wir erkannten an seinen gelb strahlenden Augen sofort, was mit ihm los war. Seine Seele gehörte bereits dem Teufel. Er war kein Mensch mehr, sondern nur noch eine Marionette der Hölle.

»Den übernehme ich!« rief Tony Ballard. »Kümmere du dich um den Teufelsstein!«

»Okay!« gab ich zurück und hastete auf den Geröllberg zu, hinter dem sich der Teufelsstein befand.

Ich wusste nicht, wie ich dieses Sinnbild des Bösen vernichten sollte, ich wußte nur, dass es mir gelingen musste, sonst war Chattering verloren.

***

Kendall schleuderte einen Stein nach Tony Ballard. Der Detektiv schoss in dem Augenblick, wo der Stein ihn an der Schulter traf. Dadurch verriss er seinen Colt Diamondback geringfügig, und die geweihte Silberkugel verfehlte ihr Ziel um Haaresbreite.

Ehe der Dämonenhasser noch einmal abdrücken konnte, war Cornell Kendall bei ihm. Der Bergwerksbesitzer war unglaublich schnell und unbeschreiblich kräftig.

Tony wusste, dass er keinen Menschen mehr vor sich hatte.

Das war ein Höllenwesen, das in einer menschlichen Hülle steckte.

Ein Faustschlag traf den Detektiv unter der Gürtellinie. Er klappte in der Mitte zusammen und kassierte als nächstes einen gemeinen Tritt.

Der Colt Diamondback entfiel seiner Hand. Kendall lachte gehässig auf. Er setzte dem Dämonenhasser mit weiteren Schlägen hart zu.

Tony befand sich tief in der Defensive. Er hatte Mühe, die vielen Schläge abzufangen, einzustecken, zu verkraften.

Es sah nicht gut für ihn aus. Kendall war ihm kräftemäßig weit überlegen. Der Sprung vom Förderwagen hatte dem Detektiv auch nicht sonderlich gut getan. Er hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Aber er gab nicht auf. Mit zäher Verbissenheit versuchte er, das Blatt zu wenden.

Er wich einigen Schlägen aus, fing sich, stellte sich auf seinen Gegner ein, der sich gebärdete, als hätte er die Tollwut.

Kendall befleißigte sich keines ästhetischen Kampfstils. Er drosch einfach auf Tony Ballard ein, und darin lag die Chance des Detektivs. Kendall verfügte zwar über enorme Kräfte, seit er nicht mehr lebte, aber er setzte sie nicht überlegt ein.

Unter dem nächsten Schwinger, der Tony wahrscheinlich den Kopf von den Schultern gerissen hätte, wenn er getroffen hätte, tauchte der Detektiv weg, und dann kam er zum erstenmal mit einer Geraden durch.

Er stach sie von schräg unten nach oben und traf die Kinnspitze des Gegners mit seinem magischen Ring voll.

Kendall zuckte, als hätte ihn der Blitz gestreift. Das Gelb seiner Augen flackerte.

Für den Bruchteil einer Sekunde erlosch es sogar. Aber dann leuchtete es wieder.

Stärker als zuvor. Die Hölle schien Kendall mit noch mehr Kraft ausgestattet zu haben, damit er endlich mit seinem Gegner fertig wurde.

Knurrend griff der Bergwerksbesitzer an.

Aber Tony gelang es, ihn noch einmal schwer mit dem Ring zu treffen. Kendall wurde zurückgeschleudert. Er prallte gegen die Stollenwand.

Tony Ballard entdeckte seinen Revolver und hechtete sofort danach. Seine Finger schlössen sich blitzschnell um den Kolben.

Cornell Kendall duckte sich zum Sprung. Tony drehte sich auf dem Boden herum und schoss, aber Kendall federte rechtzeitig zur Seite.

Er riss einen Felsblock hoch, der mindestens so schwer wie Tony Ballard war.

Damit wollte er den Detektiv erschlagen.

Stampfend kam er heran. Sein Gesicht war hassverzerrt. Grell leuchtete das Gelb in seinen Augen. Es versprühte seinen unnatürlichen Schein über die Visage des Bergwerksbesitzers.

Kendall war in diesem Augenblick nur von einem Gedanken beseelt: er wollte Tony Ballard töten.

Doch der Detektiv stieß seinen Colt Diamondback blitzschnell in Kendalls Richtung. Mit beiden Händen hielt er die Waffe. Diesmal zielte er so gewissenhaft wie möglich, denn er wusste, dass sein Leben von diesem Schuss abhing.

Wenn Cornell Kendall den schweren Stein auf ihn warf, war er erledigt. Dazu durfte es nicht kommen.

Als Tony sicher sein konnte, dass er die Höllenmarionette treffen würde, drückte er ab. Laut krachte der Revolver.

Die geweihte Silberkugel stanzte dem Mann, der kein Mensch mehr war, ein Loch in die Brust. Gleichzeitig stieß sie ihn zwei Yards zurück.

Der Felsblock entfiel den Händen des teuflischen Bergwerksbesitzers. Krachend landete der Stein auf dem Boden.

Tony stand hastig auf. Cornell Kendall war schwer verletzt. Er riss seine gelben Augen ungläubig auf. Die Hölle hatte ihm doch Unsterblichkeit garantiert. Und nun spürte er, wie das Leben langsam seinen Körper verließ. Der Teufel hatte nicht Wort gehalten.

Das glaubte Kendall, doch es stimmte nicht. Mit einer herkömmlichen Kugel wäre Kendall nicht zu töten gewesen. Aber

gegen geweihtes Silber war selbst der Teufel machtlos.
Doch noch war Kendall auf den Beinen. Und er wollte Tony Ballard mit in den Tod nehmen. Hechelnd griff er den Detektiv an.
Tony war gezwungen, noch einmal abzudrücken. Das reichte dann. Die zweite Silberkugel riss Kendall brutal herum.
Er stieß mit dem Gesicht gegen die raue Felswand, stöhnte auf und rutschte daran nach unten. Auf dem Boden streckte er sich. Seufzend rollte er auf den Rücken, und als das gelbe Leuchten in seinen Augen erlosch, konnte Tony Ballard sicher sein, dass er den Mann, der nicht mehr zu retten gewesen war, wenigstens erlöst hatte.

***

Ich kletterte auf den Geröllberg, während sich Tony Ballard um Cornell Kendall kümmerte. Meine Aufgabe war es, den Teufelsstein unschädlich zu machen.
Sein rotes Leuchten empfing mich mit einer beängstigenden Aggressivität. Ich kroch durch die Öffnung, die zu meinem steinernen Gegner führte, rollte auf der anderen Seite des Gröllberges hinunter, sprang auf die Beine und nahm mein Kruzifix ab.
Mir war, als wäre ich schon einmal hier gewesen, und irgendwie stimmte das auch, denn der Teufelsstein hatte meinen Geist hierher entführt, um mich zu verhöhnen.
Er hatte geglaubt, ich würde niemals dahinter kommen, wo er sich befand, aber ich hatte es mit Tony Ballards Hilfe geschafft. Und dieser erste Triumph über ihn und Asmodina erfüllte mich mit einer gewissen Genugtuung.
»Sinclair!« brüllte er voller Wut und Hass.
»Damit hast du nicht gerechnet, was?« schrie ich zurück.
Ich sah ihn. Er ragte aus der nackten Felswand, leuchtete grell und schleuderte mir eine sengende Hitze entgegen, die ich mit meinem geweihten Silberkreuz jedoch halbwegs erträglich machen konnte.
»Na schön, es ist dir gelungen, hierher zu finden. Das stört mich nicht. Im Gegenteil, es ist mir sogar recht, denn so bietest du mir die Gelegenheit, dich umzubringen.«
Die gelbe Glut seiner Höllenaugen versuchte mich in ihren Bann zu schlagen, aber ich war mit meinem Kreuz gegen solche Einflüsse gut gewappnet.
»Ich bin hier, um dir dein großes Teufelsmaul zu stopfen!« erwiderte ich respektlos.
Das reizte ihn noch mehr. Er strengte sich an, um meinen Geist unterjochen zu können. Es gelang ihm nicht. Daraufhin attackierte er mich mit schwarzmagischen Strömen.
Sie bohrten sich schmerzhaft in meine Glieder, wühlten sich durch meinen Körper, versuchten ihn auszuhöhlen.

Ich hielt ihm zitternd das Kreuz entgegen. Es kostete mich große Kraft, den Arm auszustrecken, und noch schwerer fiel es mir, die Beretta zu heben.

Der gefährliche; Schädel lachte schallend. Mir drehte schwindelig zu werden. Das Kruzifix entfaltete nicht seine gesamte Wirkung.

»Ich mache dich fertig, Sinclair!« schrie der Teufelsstein. »Ich werde dir die Seele aus dem Leib reißen, wie ich es bei Cornell Kendall getan habe.«

»Ich bin nicht Kendall!« zischte ich, während ich bemüht war, auf den Kopf zu zielen.

Der Satan lachte. »Nein, du bist nicht Kendall. Du bist unser Feind Nummer eins. Deshalb wird es mir ein besonderes Vergnügen bereiten, dich zum Höllendiener zu machen. Du wirst sterben - und wirst ewig leben. Als mein Diener. Du wirst jeden töten, der gegen das Böse ist. Mit deinem Freund Tony Ballard, wirst du den Anfang machen. Dann wirst du dir Professor Zamorra und Damona King holen…«

Mich schauderte. Wenn es diesem Teufelsstein gelang, mich umzupolen, würde ich zur schrecklichen Gefahr für die Menschheit werden.

Trotzig lehnte ich mich dagegen auf. Er wollte mich daran hindern, auf ihn zu schießen, aber ich schaffte es doch, den Finger zu krümmen.

Die geweihte Silberkugel saß mitten in seiner roten, abstoßenden Fratze. Funken schwirrten nach allen Seiten davon, aber die Kugel vermochte den Teufelsstein nicht zu zerstören.

Ich feuerte sofort wieder. Diesmal zielte ich auf eines der Augen, doch auch dieser Treffer brachte nicht den gewünschten Erfolg.

Der steinerne Gegner lachte satanisch. »So nicht, John Sinclair!« brüllte er. »Ich bin stärker als dein verdammtes Silber!«

Ich glaubte ihm nicht, hoffte, mit einer der Kugeln doch einen wunden Punkt von ihm zu treffen. Alle Patronen verfeuerte ich. Vergeblich. Die Geschosse schwirrten als Querschläger durch den Stollen. Einer davon zirpte sogar knapp an meinem Kopf vorbei.

Wieder lachte der Teufelsstein. »Nun ist das Spiel aus, John Sinclair! Siehst du endlich ein, dass du mir nicht gewachsen bist?«

Er verstärkte die Hitze, die von ihm ausging. Ich machte einen Schritt zurück und tappte dabei in eine magische Falle, die er hinter mir errichtet hatte. Glutheiße, unsichtbare Feuerhände packten mich.

Ein schmerzhaftes Brennen raste durch meinen Körper. Ich bäumte mich auf und schrie. Mein Schrei vermengte sich mit dem hohntriefenden Gelächter des Satans.

Seine unsichtbaren Feuerhände drückten mich vorwärts - auf den Teufelsstein zu.

Gleichzeitig wurde der rote Schädel größer.

Er erreichte das Vierfache seiner Größe und wuchs weiter. Die Lautstärke seines Gelächters nahm im gleichen Verhältnis zu. Es drohte mir die Trommelfelle zu zerreißen.

Näher, immer näher drückten mich die schmerzenden Feuerhände auf den Teufelsstein zu.

Ich dachte an das Kreuz in meiner Linken, und dass ich es unbedingt aktivieren musste, sonst war ich verloren.

Manchmal reagierte es auf eine höllische Bedrohung von selbst. Aber nicht immer.

Wie schon so oft, war das Kruzifix meine letzte Hoffnung. Wenn es nicht innerhalb der nächsten Augenblicke die vollen Kräfte des Lichts entfaltete, war ich verloren, dann konnte mich nichts mehr retten!

Atemlos stieß ich die Namen der vier Erzengel hervor, die dem Bösen abgeschworen haben, und deren Zeichen sich in den Balken meines Kreuzes eingeprägt hatten.

»Michael! Gabriel! Raphael! Uriel!«

Plötzlich war mir, als würde das Kruzifix in meiner Hand pulsieren. Eine milchige Aura umgab das Kreuz.

Die unsichtbaren Feuerhände waren gezwungen, mich loszulassen. Aus den Kruzifixbalken lösten sich Strahlenbündel, die wie Blitze auf den Teufelsstein zurasten.

Sie stachen in seine gelben Augen. Ich hörte ein lautes Zischen. Schwefeldampf quoll aus den Augenhöhlen des steinernen Satans.

Er riss sein Maul weit auf und schleuderte mir ein markerschütterndes Gebrüll entgegen. Diesen Moment nützte ich.

Ich warf mich nach vorn und schleuderte ihm mein Kreuz in den glutroten Rachen.

Er musste die geballte Ladung des Guten schlucken.

Springfluten des Lichts begruben das Böse unter sich, löschten das Höllenglühen und vernichteten sämtliche schwarzen Kräfte.

Der große Teufelsschädel schrumpfte wie ein aufblasbarer Kopf, aus dem man die Luft raus lässt. Mit einer Schnelligkeit, die kaum mit den Augen zu verfolgen war.

Innerhalb eines Sekundenbruchteils schrumpfte der Schädel zusammen. Mein Silberkreuz fiel zu Boden. Einen Augenblick war noch ein schwach leuchtender roter Punkt an der Felswand zu sehen, dann verschwand auch er.

Es war geschafft.

Den Teufelsstein gab es nicht mehr. Das Bergwerk hatte seinen Schrecken verloren.

Die Menschen von Chattering brauchten es nicht mehr zu fürchten und konnten erleichtert aufatmen.

Das Böse war nicht mehr in der Lage, ihr Dorf erneut zu überfluten.

Asmodinas Rechnung war nicht aufgegangen, und das freute mich.

Ich hob mein Kreuz auf und kletterte über den Geröllberg zu Tony Ballard zurück.

Der Detektiv streckte mir lächelnd die Hand entgegen und sagte: »Ich möchte der erste sein, der dir zu deinem Sieg gratuliert, John.«

»Es ist unser Sieg, Tony«, gab ich zurück, und dann verließen wir den Stollen. Zwei gezeichnete Männer, denen man ansah, welche Strapazen sie hinter sich hatten. Zwei Männer aber auch, die stolz darauf waren, es wieder einmal geschafft zu haben.

Als wir aus dem Stollen traten, erwarteten uns nicht nur Kendalls Arbeiter, sondern auch jene Männer, die es im Dorf nicht ausgehalten hatten, und das waren nicht wenige.

Gilbert Gember war unter ihnen. Er trat auf uns zu. Ergriffenheit schimmerte in seinen Augen. Als das rote Leuchten erlosch, wusste er, dass wir das Böse bezwungen hatten.

»Die Menschen von Chattering werden nie vergessen, was Sie beide für sie getan haben«, sagte der Bürgermeister.

Ich lächelte abgespannt. »Das freut uns.«

»Und uns würde es freuen, wenn Sie damit einverstanden wären, Ehrenbürger von Chattering zu werden«, sagte Gember.

Ich schaute Tony Ballard schmunzelnd an. »Hast du was dagegen?«

»Ich wollte immer schon Ehrenbürger eines weltbekannten Orts sein«, erwiderte der Detektiv grinsend.

Ich nickte Gilbert Gember freundlich zu und sagte: »Gut, Mr. Bürgermeister, dann nehmen wir Ihr Angebot dankend an.«

Und die Männer von Chattering begrüßten meine Antwort mit einem vielstimmigen Jubelschrei…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 25 »Das Geheimnis des Spiegels«, John Sinclair Nr. 98 »Der Joker des Teufels«